



universität
wien

DIPLOMARBEIT / DIPLOMA THESIS

Titel der Diplomarbeit / Title of the Diploma Thesis

„Linguistische Konzipierungen
und Darstellungen des „Wiene-
rischen“ im Vergleich“

verfasst von / submitted by

Mag. Lili Goleva

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of

Magistra der Philosophie (Mag. Phil.)

Wien, 2018 / Vienna, 2018

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears on
the student record sheet:

A 190 333 344

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

Lehramtsstudium
UF Deutsch
UF Englisch

Betreut von / Supervisor:

PD Mag. Dr. Manfred Glauningner

Abstract

Diese Diplomarbeit analysiert ausgewählte Untersuchungen zum „Wienerischen“, die drei linguistischen Paradigmen zugeordnet werden können: der traditionellen philologischen Dialektologie, der korrelativen Soziolinguistik und der konstruktivistisch-interaktionalen Soziolinguistik. Diese Denkschulen definieren den „Wiener Dialekt“ unterschiedlich und ihre Thesen sind oftmals von den jeweils herrschenden philosophischen, wissenschaftspolitischen und ideologischen Narrativen geprägt. Weil völkisch eingestellte Autoren der traditionellen philologischen Dialektologie wie Steinhauser und Kranzmayer der Überzeugung waren, dass es das „echte“ Wienerisch gibt, empfanden sie dessen Veränderungen mehrheitlich als einen Eingriff in die sprachliche Integrität. Empirisch orientierte Forscher_innen der korrelativen Soziolinguistik wie Dressler, Wodak, Wiesinger und Moosmüller weisen mehrheitlich keine eindeutige affektive Bindung an das Wienerische auf und betonten ihre Objektivitätsbestrebungen. Sie sehen aber gleichzeitig die Entwicklung der deutschen Sprache in Wien als ein Abbild der Klassenunterschiede, was auf den Einfluss der kritischen Schule zurückgeführt werden kann. Konstruktivistische Dialektforscher wie Glauninger und Breuer hingegen betrachten das „Wienerische“, in Abgrenzung zur Standardsprache, als eine Gesamtheit aller Varietäten der in Wien präsenten deutschen Sprache, welche auch als „Wienerisch“ empfunden werden. Die Spracheinstellungen spielen somit auch in der konstruktivistischen wie in der korrelativen Soziolinguistik eine Rolle. Diese dienen jedoch im Konstruktivismus der Definition der Wiener Sprache per se, was den Begriff Wienerisch viel fluidier macht. Der Dialekt ist somit keine „Sprache der Unterschicht“, sondern wird als ein pragmatisch potenziertes kommunikatives Mittel gesehen, aber auch gleichzeitig als ein soziales Konstrukt.

Inhalt

1. Einleitung	1
2. Aufbau und Methoden.....	2
3. Qualitative Inhaltsanalyse nach Mayring.....	2
4. Die Dialektologie und das Interesse am Wienerischen	5
5. Vorsoziolinguistische Dialektologie: Theorie	8
5.1 Klassische bzw. traditionelle philologische Dialektologie	8
5.1.1 Methoden	9
5.1.2 Affektive Bindung, Konzeption des Dialektes und Einfluss der Umwelt.....	10
5.2 Strukturalistische Dialektologie	12
6. Werke der klassisch-traditionellen Dialektologie	13
6. 1 Kranzmayer (1953) <i>Lautwandlungen und Lautverschiebungen im gegenwärtigen Wienerischen</i>	14
6.1.1 Verhältnis zwischen extralinguistischer Realität und Dialekt	14
6.1.2 Fluidität des Dialektbegriffes	16
6.1.3 Affektive Bindung an den Untersuchungsgegenstand.....	16
6.1.4 Methodisches Vorgehen	17
6. 2 Kranzmayer (1961): <i>Die Wiener Mundart im Wandel der Zeiten</i>	18
6.2.2 Fluidität des Dialektbegriffes	20
6.2.3. Affektive Bindung an den Untersuchungsgegenstand.....	21
6.2.4 Methodisches Vorgehen	22
6.3 Kranzmayer (1968): <i>Wien, das Herz der Mundarten Österreichs</i>	23
6.3.1 Verhältnis zwischen extralinguistischer Realität und Dialekt	23
6.3.2 Fluidität des Dialektbegriffes	23
6.3.3 Affektive Bindung an den Untersuchungsgegenstand.....	24
6.3.4 Methodisches Vorgehen	25
6.4 Steinhauser (1953): <i>250 Jahre Wienerisch</i>	26
6.4.1 Verhältnis zwischen extralinguistischer Realität und Dialekt	26
6.4.2 Affektive Bindung an den Untersuchungsgegenstand.....	28
6.4.3. Methodisches Vorgehen und Fluidität des Dialekt-Begriffes	28
6.5 Werke der klassischen dialektologischen Epoche: Linguistisches Fazit.....	29
6.6 Ideologische Einordnung der Werke Kranzmayers und Steinhausers	30

7. Korrelative Soziolinguistik: Theorie	32
7.1 Veränderungen des „Dialekt“-Begriffs und die Entstehung der Soziolinguistik.....	32
7.2 Merkmale der soziolinguistischen Dialektologie	33
7.3 Ideologische Verortung	35
8. Werke der korrelativen Soziolinguistik.....	38
8.1 Dressler/Wodak (1982): <i>Sociophonological Methods in the Study of Sociolinguistic Variation in Viennese German</i>	38
8.1.1 Methodisches Vorgehen.....	38
8.1.2 Verhältnis zwischen extralinguistischer Realität und Dialekt.....	41
8.1.3 Fluidität des Dialektbegriffes	42
8.1.4 Affektive Bindung an den Untersuchungsgegenstand und methodisches Vorgehen.....	44
8.2 Wodak (1985): <i>Aspekte des schicht-, geschlechts- und generationsspezifischen Lautwandels in Wien</i>	44
8.2.1 Verhältnis zwischen extralinguistischer Realität und Dialekt.....	45
8.2.2 Fluidität des Dialektbegriffes.....	47
8.2.3 Affektive Bindung an den Untersuchungsgegenstand	47
8.2.4 Methodisches Vorgehen.....	48
8.3 Moosmüller (1988): <i>Dialekt ist nicht gleich Dialekt: Spracheinschätzung in Wien</i>	49
8.3.1 Verhältnis zwischen extralinguistischer Realität und Dialekt.....	50
8.3.2 Fluidität des Dialektbegriffes.....	51
8.3.3 Affektive Bindung an den Untersuchungsgegenstand	52
8.3.4 Methodisches Vorgehen.....	53
8.4 Wiesinger (1995): <i>Varietäten der gegenwärtigen Wiener Stadtsprache</i>	54
8.4.1 Verhältnis zwischen extralinguistischer Realität und Dialekt.....	54
8.4.2 Fluidität des Dialektbegriffes.....	55
8.4.3 Affektive Bindung an den Untersuchungsgegenstand	56
8.4.4 Methodisches Vorgehen.....	57
8.5 Werke der korrelativ-soziolinguistischen Dialektforschung: Fazit	58
9. Interaktionale bzw. sozialkonstruktivistische Dialektforschung: Theorie	60
9.1 Veränderungen des „Dialekt“-Begriffs und der Übergang zum sozialkonstruktivistischen Paradigma.....	60
9.2 Affektive Bindung und Einfluss der Umwelt	62
9.3 Methoden des Konstruktivismus.....	63

10. Werke der interaktionalen bzw. sozialkonstruktivistischen Dialektforschung	64
10.1 Glauninger (2009): „ <i>Grammatopragmatische</i> “ Aspekte von „ <i>Dialekt</i> “ in der <i>Wiener Boulevardpresse (im jugendsprachlichen Kontext)</i>	65
10.2.1 Verhältnis zwischen extralinguistischer Realität und Dialekt	65
10.2.2 Fluidität des Dialektbegriffes	67
10.2.3 Affektive Bindung an den Untersuchungsgegenstand.....	68
10.2.4 Methodisches Vorgehen	69
10.2 Glauninger (2012): <i>Zur Metasoziosemiose des „Wienerischen“</i>	70
10.2.1 Verhältnis zwischen extralinguistischer Realität und Dialekt	71
10.2.2 Fluidität des Dialektbegriffes	72
10.2.3 Affektive Bindung an den Untersuchungsgegenstand.....	72
10.2.4 Methodisches Vorgehen	73
10.3 Breuer (2015): <i>Ganz Wien ist ein g’mischer Satz: Erforschung der syntaktischen Variation in Wien</i>	74
10.3.1 Verhältnis zwischen extralinguistischer Realität und Dialekt	74
10.3.2 Fluidität des Dialektbegriffes	75
10.3.3 Affektive Bindung an den Untersuchungsgegenstand.....	76
10.3.4 Methodisches Vorgehen	76
10.4 Glauninger (2017): <i>Zur Transformationen des Zeichens Wienerische und zur Medialität der Deutschen Sprache in Wien</i>	77
10.4.1 Verhältnis zwischen extralinguistischer Realität und Dialekt	78
10.4.2. Fluidität des Dialektbegriffes	79
10.4.3 Affektive Bindung an den Untersuchungsgegenstand.....	79
10.4.4 Methodisches Vorgehen	81
10.5 Werke des konstruktivistischen Paradigmas: Fazit.....	81
11. Fazit.....	83
12. Quellen.....	85

1. Einleitung

Die Wiener Sprachlandschaft veränderte sich seit dem Anfang des 20. Jhdts. beträchtlich durch die sozialen Umwälzungen und aufgrund inner-sprachlicher Faktoren. Obwohl das wissenschaftliche Interesse an den in der Hauptstadt gesprochenen Varietäten der deutschen Sprache bereits davor bestand, findet man ausführliche Untersuchungen hierzu erst ab dem Ende des Zweiten Weltkriegs. Diese und weitere einschlägige Arbeiten wurden bisher noch nicht umfassend bzw. systematisch (meta-)theoretisch kategorisiert und untersucht. In der folgenden Arbeit werde ich die drei wichtigsten dialektologischen Paradigmen eingehend beschreiben und anhand von ausgewählten Werken zum „Wienerischen“ überprüfen, inwiefern sie die im theoretischen Diskurs vertretenen Theorien widerspiegeln, sodass die zentrale Fragestellung, was „Wienerisch“ aus linguistischer Sicht sei, beantwortet wird. Im Zuge dieser Untersuchung wird auch auf die Fragen eingegangen, welche konzeptionellen (und terminologischen) Konstanten/Parallelen und Unterschiede es in Bezug auf die strukturalistische und funktionale Modellierung des „Wienerischen“ bzw. der (varietätenspezifischen) Heterogenität der deutschen Sprache in Wien gibt. Darüber hinaus wird auch beleuchtet, welche (sprach-)ideologischen Positionen und welchen historischen Kontext die verschiedenen „Wienerisch“-Konzepte bzw. die entsprechenden Terminologien und Darstellungen reflektieren.

Bei der Auswahl der Werke waren das Renommee der betreffenden AutorInnen bei ihren Zeitgenossen und Nachfolgern, ihre Zugehörigkeit zur einschlägigen Wiener Forschungslandschaft, z. B. durch ihr Engagement an der Universität Wien oder ähnlichen Forschungseinrichtungen, sowie die Rezeption durch andere AutorInnen entscheidend. Zu jedem Paradigma werden vier verschiedene Beiträge untersucht: Aufgrund des Rahmens vorliegender Arbeit sind es prinzipiell die meistrezipierten Aufsätze aus Sammelwerken oder Zeitschriftenartikel auf Google Scholar.

2. Aufbau und Methoden

In dieser Forschungsarbeit wird zuerst ein theoretischer Überblick über die jeweilige dialektologische Paradigma erstellt, um die wichtigsten inhaltlichen Schwerpunkte bzw. methodischen Zugänge aufzuzeigen. Anschließend werde ich mehrere ausgewählte exemplarische Texte qualitativ-inhaltlich untersuchen, um zu bestimmen, inwiefern sie dem jeweiligen Paradigma zuzuordnen sind und ob es mögliche Überschneidungen mit anderen Denktraditionen gibt. Dieser Text soll somit sowohl qualitativ-inhaltsanalytische Elemente als auch eine wissenschaftshistorische Herangehensweise kombinieren und die wichtigsten Paradigmen bzw. Denkschulen exemplarisch zuerst linguistisch und dann wissenschaftspolitisch untersuchen, da die Wissenschaftsgeschichte mit Herrschaftsdiskursen eng verknüpft und ein Überblick über die Denkströmungen der jeweiligen Zeit von Vorteil ist. Am Ende dieser Arbeit werde ich ein Fazit hinsichtlich der untersuchten Paradigmen der Dialektforschung ziehen, um die Ergebnisse vorliegender Forschungsarbeit zusammenzufassen.

Um ein besseres Verständnis des empirischen Zugangs herzustellen, werde ich die Herangehensweise und die nötigen Schritte im nächsten Teil kurz darstellen.

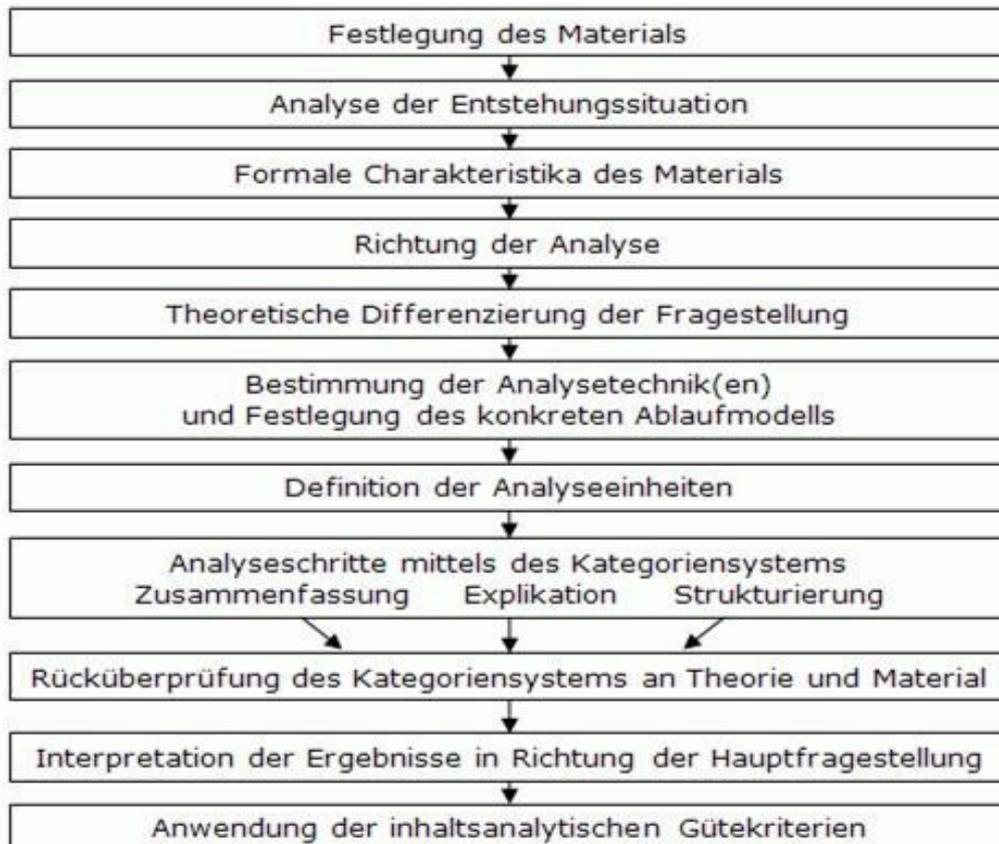
3. Qualitative Inhaltsanalyse nach Mayring

Neben der im modernen sozialwissenschaftlichen Sinn hermeneutischen Methode, die für das Erfassen und die Analyse der zu untersuchenden Texte notwendig ist, dient die qualitative Inhaltsanalyse nach Mayring (vgl. Mayring 2010) dazu, die Einstellungen der jeweiligen AutorInnen zu untersuchen und mögliche Wertungen, die in die Beurteilung mancher linguistischer Phänomene miteinfließen, herauszufiltern. Außerdem eignet sich

Mayrings Inhaltsanalyse dazu, die Ergebnisse anschließend zu ordnen. Einerseits bestehen die Vorteile der qualitativen Methode darin, dass die Analyse strukturiert und kontextorientiert verläuft (vgl. Mayring 2010: 42–45). Im Prozess der Untersuchung werden andererseits induktiv Kategorien gebildet, um die Inhalte in ihrer Komplexität zu erfassen und Vergleichbarkeit bzw. Reliabilität der Forschungsergebnisse zu gewährleisten (vgl. Mayring 2010:

44). Diese Vorgehensweise wurde außerdem gewählt, da sie auf genügend Flexibilität im Hinblick auf die kontextuelle Einbindung der zu untersuchenden Werke abzielt und es ermöglicht, nicht nur die Entstehungsgeschichte der Texte zu berücksichtigen, sondern auch die sozio-politischen Umstände, die zum Zeitpunkt der Veröffentlichung geherrscht haben.

Folgende Schritte werden bei der Untersuchung berücksichtigt:



Grafik 1: Qualitative Inhaltsanalyse: Allgemeines inhaltsanalytisches Ablaufmodell (vgl. Mayring 2010: 54).

Im folgenden Abschnitt gehe ich genauer darauf ein, wie ich Mayrings qualitative Inhaltsanalyse für die Untersuchung der ausgewählten Texte anwende (vgl. Mayring 2010: 47–97) und welche Schritte ich dabei befolgen werde:

- 1) Festlegung des Materials: Wie im vorangegangenen Kapitel erwähnt, werden für die Analyse bereits verschriftlichte Materialien untersucht. Dabei werde ich im ersten Durchgang diese in ihrer Gesamtheit betrachten.
- 2) Analyse der Entstehungssituation: Diese wird anhand der theoretischen Einführung in das jeweilige dialektologische Paradigma erfolgen, in dessen Kontext die jeweiligen Texte entstanden sind. Weitere Details zur Entstehungsgeschichte sind aufgrund der Textauswahl oftmals nicht verfügbar.
- 3) Formale Charakterisierung des Materials: Wenn besondere für den Entstehungskontext und die Analyse relevante Merkmale, wie Anmerkungen zum Beitrag im Vorwort, bestehen, werden diese bei der Untersuchung berücksichtigt und angeführt.
- 4) Richtung der Analyse: Bei dieser Arbeit ist sowohl der emotionale als auch der kognitive Aspekt wichtig. Es werden einerseits die Konformität der Texte mit dem wissenschaftlichen Diskurs, andererseits Einstellungen der AutorInnen betrachtet, z. B. ihre affektive Bindung an den Forschungsgegenstand.
- 5) Theoriegeleitete Differenzierung der Fragestellung: In erster Linie wird darauf geachtet, welche theoretischen, methodischen und ideologischen Aspekte den Betrachtungen und Ausführungen der AutorInnen zugrunde liegen. Es wird versucht, die Frage zu beantworten, wie die herrschenden dialektologischen Traditionen die Forschungsarbeiten geprägt haben.
- 6) Bestimmung der Analysetechnik: Primär wird bei der Untersuchung die Methode der Zusammenfassung angewandt.

- 7) Definition der Analyseeinheit: Bei der Auswahl der Kategorien werden die Gütekriterien, wie Validität und Reliabilität, beachtet. Die ausgewählten Kategorien sind
 - a) Verhältnis zwischen extralinguistischer Realität und Dialekt,
 - b) Fluidität des Dialektbegriffes,
 - c) Affektive Bindung an den Untersuchungsgegenstand und
 - d) Methodisches Vorgehen
- 8) Analyse des Materials
- 9) Interpretation und die Generalisierung der Ergebnisse.

4. Die Dialektologie und das Interesse am Wienerischen

Zu einem besseren Verständnis, was die ideologischen und philosophischen Kräfte hinter dem wissenschaftlichen Interesse angeht, verhilft ein historischer Überblick über die Anfänge der Dialektologie und die ersten Aufzeichnungen über das Wienerische. Die traditionelle und dann später strukturalistische Dialektologie wird in der Theorie zur sogenannten „vorsoziolinguistischen Phase“ zusammengefasst (Löffler 2016: 14) und beinhaltet die Geburtsstunde der Dialektologie, welche vom aufstrebenden Nationalismus begleitet war. Auch wenn die Methoden, Konzepte und die Forschungszugänge sich in manchen Punkten von den heutigen unterscheiden, bereiteten die Forschungsbemühungen der klassischen Dialektologen die Grundlagen für weitere Untersuchungen bzw. leisteten bereits ab dem 17. Jhdt. methodische Vorarbeit, deren Einfluss bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts reicht (vgl. Puschke 1982: 232).

Die ersten Versuche, dialektale Ausdrücke zu sammeln und für diese ein Bewusstsein zu entwickeln, wurden bereits im 17. Jh. von Leibnitz unternommen. Abgesehen von der Sprachpflege als Ziel seiner Untersuchungen, war es in seinem Sinne, auch etymologische Nachforschungen zu betreiben, um mehr über den Ursprung des Deutschen zu erfahren (vgl. Niebaum 2014: 51–55). Um dieselbe Zeit entstanden auch bereits die ersten

Mundartwörterbücher oder *Idiotika*, wie sie damals bezeichnet wurden, in denen regionaler Wortschatz auszugsweise gesammelt wurde. Umfangreichere dialektologische Werke sind erst ab dem 19. Jhdt. veröffentlicht worden. Einerseits leistete Jacob Grimm mit seiner *Deutschen Grammatik* aus der historisch-vergleichenden Perspektive dazu einen Beitrag, dass Dialekte zum Gegenstand des wissenschaftlichen Interesses geworden waren, andererseits aber auch Johann Andreas Schmeller mit den Werken *Die Mundarten Bayerns, grammatisch dargestellt* (1821) und *Bayerisches Wörterbuch* (1827–1837), indem er die Untersuchungen der Dialekte empirisch und systematisch betrieb (Niebaum 2014: 61). Diese sprachgeschichtlich motivierte Betrachtungsweise diente dazu, schriftliche Überlieferungen der „deutschen Vorzeit“ zu ergänzen (Puschke 1982: 233). Die Ausdrucksweise der bäuerlichen Bevölkerung eignete sich Schmellers Meinung nach gut dazu (vgl.).

Auch wenn hauptsächlich das sprachhistorische Interesse im Vordergrund der Untersuchungen ab dem 17. Jhdt. stand, gab es im 19. Jhdt. wesentliche Veränderungen. Nun wurden Varietäten nicht als bloße Abweichungen von der Norm des Hochdeutschen, sondern als Teil des sprachlichen Gesamtheit betrachtet (vgl. Löffler 2003: 20-21). Dazu trug Grimms Konzeption bei, welche Dialekte und Mundarten als einen Teil der Sprache ansah:

Wie es den bäumen des waldes versagt ist alle äste, dem ast alle zweige in gleicher reihe zu treiben, so werden auch sprachen, dialekte, munderaten neben und durcheinander gehindert und zugleich gefördert: zwischen zurückbleibenden ragen erbrühende desto herrlicher vor. (Grimm 1957)

So wurde in der Linguistik der normative Zugang, vergleichbar mit der Sprachpflege, allmählich durch einen deskriptiven ergänzt. Darüber hinaus lagen die Veränderungen in der Dialektologie aber auch darin, dass die Forscher_innen nun systematischer vorgehen und das Instrumentarium der Varietätenforschung weiterentwickelten (vgl. Niebaum 2014: 61). So sind kartographische Aufzeichnungen bzw. andere methodische Zugänge auch in der modernen Dialektologie keine Seltenheit.

Das Wienerische als Stadtmundart wurde jedoch von den damaligen Forschern nicht systematisch untersucht. So trifft man in einigen Abhandlungen des 19. Jahrhunderts einige Erwähnungen, die jedoch teilweise unstrukturierte Anmerkungen subjektiver Natur sind bzw. wenig bis keine Belege bieten. Gross-Hoffinger beispielsweise beschreibt seine Eindrücke von der Wiener Mundart und meint, dass sich diese vom niederösterreichischen Dialekt ableitet (vgl. Gross-Hoffinger 1833: 28), linguistische Untersuchungen dieser Behauptungen fehlen jedoch. Ein weiteres Beispiel ist Radlof, in seiner Übersicht über *Die Sprachen der Germanen in ihren sämtlichen Mundarten Dargestellt und Erläutert durch die Gleichniss-Reden* (Radlof 1817) macht er einige verallgemeinernde Annahmen über die Wiener Varietät. Der Autor kommt zum Ergebnis, dass diese „fast ganz mit der Bayerischen (zusammentrifft)“ und manche Laute, wie *à* und *ä mit Akzent*, eher an das Fränkische erinnern. Radlof räumt daher dem Wienerischen eine eigenständige Stellung ein, da es nicht „blos ein Ausfluss“ des Bairischen sei (Radlof 1817: 382), und untersucht es ansatzweise phonemisch sowie morphologisch. So weist er, zum Beispiel, auf den Hang zu Verkleinerungsformen hin. Auch Koch in seinem Werk *Wien und die Wiener: Historisch entwickelt und im Verhältnisse zur Gegenwart geschildert* untersucht eine Vielzahl von Diminutivsuffixen, welche das Spektrum der hochdeutschen bei weitem übersteigt (vgl. Koch 1842: 346). Der Autor versucht außerdem, durch etymologische Nachforschungen die Ursprünge des Wienerischen herauszuarbeiten und führt es auf das Angelsächsische oder das Mittelhochdeutsche (Sprache der literarischen Werke, wie das *Nibelungenlied*) zurück (vgl. Koch 1842: 346). Es ist darüber hinaus bezeichnend, dass der Autor einen gewissen Stolz der Wiener gegenüber der eigenen Sprache anregen möchte. Er erweckt national-identifikatorische Tendenzen, indem er beispielsweise behauptet, dass die „altdeutsche Sprechweise im Munde des Volkes fortlebt“ und die Wiener und Wienerinnen keine Ursache hätten, sich zu schämen, da das „Treffende und scharf Bezeichnende des Wiener Dialekts einer sehr edlen Quelle entsprungen ist“ (Koch 1842: 346). Dem Autor ist somit die Tatsache bewusst, dass die entsprechende Varietät nicht überall angesehen ist und manches

Mal gemieden wird. Hier trifft man bereits auf die soziolinguistischen Überlegungen, wann und wieso die Mundart in der Stadt Gebrauch findet und wer ihren Gebrauch bevorzugt (vgl. Koch 1842: 347– 348).

Auch wenn Koch (vgl. 1842: 346) und andere versuchen, ihre Ergebnisse sprachhistorisch zu untermauern, erinnern die oben genannten Analysen des Wienerischen aus dem Zeitalter der traditionellen Dialektologie eher an Tagebuchaufzeichnungen eines Reisenden oder persönliche Einschätzungen als an linguistische Darstellungen. Diese unsystematischen Versuche, die Dialekte historisch bzw. geographisch einzubetten und darzustellen, sind somit typisch für die klassische bzw. traditionelle philologische Dialektologie.

5. Vorsoziolinguistische Dialektologie: Theorie

5.1 Klassische bzw. traditionelle philologische Dialektologie

Wenn man die typischen Elemente der klassischen bzw. traditionellen philologischen Dialektologie mit den früheren Versuchen das Wienerische zu erfassen vergleicht, dann kommt man zu dem Ergebnis, dass sie in ihren Methoden und Zugängen relativ homogen blieb, und dies im Wiener Kontext bis zur Entstehung der korrelativen Soziolinguistik in den 1960er Jahren.

Im Zentrum der Untersuchungen stehen die dialektalen Formen der bäuerlichen Bevölkerung, die man geographisch möglichst von der Umgebung abzugrenzen versuchte. Das Ziel war es, dialektale Subsysteme zu beschreiben, zu vergleichen, geographisch einzugrenzen und diese Gliederung zu erklären (vgl. Putschke 1982: 236–238).

5.1.1 Methoden

Die Daten wurden anhand direkter oder indirekter Erhebungsmethoden gesammelt, das heißt, entweder der Wissenschaftler / die Wissenschaftlerin selbst oder die Laien (bei indirekter) Erhebung sind lokal auf der Suche nach Artefakten gewesen und machten meist phonologische bzw. morphologische Aufzeichnungen. Weitere Subsysteme, wie z. B. die Syntax, wurden mehrheitlich vernachlässigt (vgl. Wiesinger 2011: 4; Putschke 1982: 241). Tonaufnahmen konnten meist aus technischen Gründen nicht gemacht werden, sodass die meisten Daten transkribiert festgehalten wurden. Die Wiedergabegenauigkeit ist jedoch bei den Aufzeichnungen vor allem von Laien nicht immer vorhanden (vgl. Putschke 1982: 241). Das Laut- bzw. Phonemsystem entlehnte man der historischen Sprachwissenschaft, d. h. dem Mittelhochdeutschen, da man die Entstehung der Dialekte auf die historische Wandlung eines sogenannten Protosystems zurückführte (vgl. Wiesinger 2011: 9; Putschke 1982: 242), welches den Sprechweisen der germanischen Stämme entsprochen habe. Den meisten Theorien des traditionellen bzw. klassischen Dialektologie zufolge, haben sich deshalb die sprachliche Varietäten entlang der Verkehrswege damaliger Zeit entwickelt. Manche TheoretikerInnen, u. a. Kranzmayer, waren der Ansicht, dass Gebiete, welche abgeschottet waren, somit aufgrund ihrer Isolation Sprachinseln/-gebiete bildeten (vgl. Putschke 1982: 238). Unterscheidungsmerkmale hat man häufig als Isoglossen kartographisch dargestellt (vgl. Behrens 2015: 8; Putschke 1982: 238). Zusammenfassend stand der örtliche Bezug in Hinsicht auf die Identifizierung solcher sprachlichen Einheiten im Mittelpunkt. Weitere Unterscheidungsmerkmale wurden nicht miteinbezogen, sodass Kriterien wie Alter, Schicht, Geschlecht oder Mobilität bei der Analyse kaum eine Rolle spielten (vgl. Wiesinger 2011: 9; Putschke 1982: 241). Darüber hinaus wurden aufgrund des etymologischen Interesses möglichst alte Sprachstände ermittelt (vgl. Putschke 1982: 241), die dann beim Aussuchen der InformantInnen eine sehr eingeschränkte Kriterien-Auswahl nahelegten: Das bedeutete vor allem, dass möglichst immo-

bile, ältere, bäuerlich geprägte Probanden für die Untersuchungen am geeignetsten erschienen (vgl. Putschke 1982: 241, 238), was in späteren dialektlogischen Phasen durch den demographischen Wandel nicht mehr der Fall sein würde (vgl. Wiesinger 2011: 4). Außerdem war ihre Anzahl auf nur wenige InformantInnen begrenzt (Putschke 1982: 241), was Reliabilitäts- bzw. Repräsentativitätsfragen offen lässt (vgl. Putschke 1982: 240). Auch auf die pragmatischen bzw. kommunikativen Elemente wurde bei den Untersuchungen des klassischen Dialekt mehrheitlich nicht geachtet. Vielmehr wurden die außersprachlichen Faktoren, wie z. B. politische, territoriale, religiöse, wirtschaftliche oder örtliche Unterschiede als Quellen der sprachlichen Veränderungen und Konstituenten der Isoglossen gesehen (vgl. Putschke 1982: 244).

Erst in der strukturalistischen Phase der Dialektforschung, in der Nachkriegszeit, rückte das „Wienerische“ allmählich ins Zentrum systematischer wissenschaftlicher Untersuchungen. Auf das methodische Instrumentarium und wissenschaftshistorische Trends dieser Ära wird im nächsten Kapitel genauer eingegangen, um einen theoretischen Rahmen für die Untersuchung repräsentativer Arbeiten jener Zeit aufzupassen.

5.1.2 Affektive Bindung, Konzeption des Dialektes und Einfluss der Umwelt

Wenn man die Ursprünge der traditionellen Dialektologie verfolgt, so ist es nicht verwunderlich, dass viele Denker dieses Paradigma eine völkische Ausrichtung hatten. Niebaum (vgl. Niebaum 2014: 216–218) sieht die Ursachen darin, dass die Kodifizierung der Hochsprache von einigen Theoretikern des 18. Jhdt. als ihre gleichzeitige Verarmung bewertet wurde. Daher wird der Dialekt, z. B. von Leibnitz, als ein „Jungbrunnen“ der „verknöchernenden“ Hochsprache gelobt. Mundarten werden somit nicht als fehlerhafte Varianten der Literatursprache, sondern als etwas Bereicherndes angese-

hen (vgl. Niebaum 2014: 57–58). Die Aufwertung der Regional- und Lokalvarietäten trug in Kombination mit bereits vorhandenen Nationalbewegungen zur Verstärkung des aufblühenden Nationalbewusstseins oder -stolzes bei

(vgl. Niebaum 2014: 219). Dies geht mit dem sogenannten völkerkundlichen

„historisch-ethnographischen Schrifttum“ einher, welches sich darum bemühte, die damals noch unmündigen Bevölkerungsschichten aus der Provinz in den politischen Prozess indirekt einzubeziehen (vgl. Haas 2011: 340). Solches Interesse und ähnliche Einbindungsversuche gab es nicht nur in Deutschland oder Österreich, sondern in vielen europäischen Ländern im Allgemeinen (vgl. Heller 2004: 1582). Die Sprache wurde als die „Seele einer Nation“, „ihr Wesen“, „ihr Geist“ bezeichnet, ein Agent, welcher in damals noch nicht durchgehend nationalstaatlich organisierten Herrschaftsgebilden kultur-ethnische Völker vereinen sollte (vgl. Steger 2008: 415). Somit war diese „Volksseele“ der klassischen dialektologischen Theorie nach einzufangen und genau zu beschreiben. Der Wandel der dialektale Varietät als Prozess stand nicht im Vordergrund. Die romantischen Vorstellungen bezüglich Sprachen oder Mundarten reichten sogar soweit, dass man anhand dieser den „Volkscharakter“ hätte herauslesen sollen

(vgl. Steger 2008: 415). Das „Natürliche“ und „Ungezähmte“ der Dialekte wird nun im Unterschied zu 16. bzw. 17. Jhdt. mehrheitlich wünschenswerter als die „Rigidität“ der Schriftsprache beschrieben. Diese Reichhaltigkeit ist jedoch als ein Sammelsurium zu verstehen und nicht unbedingt als ein veränderliches instabiles Konstrukt, da die Ursprünge dieser Vielfalt, die Wurzel des Volkes als Einheit, wichtiger waren. So plädieren viele Theoretiker der damaligen Zeit, wie Humboldt, Herder oder Leibniz dafür, alle Sprachstände als Teil der Sprache anzusehen. So beschreibt etwa Leibniz seine Position:

Der Grund und Boden einer Sprache, so zu reden sind die Worte, darauff die Redens Arten gleichsam als Früchte herfür wachsen. Woher dann folget, daß eine der Hauptarbeiten, deren die Teutsche Haupt-Sprache bedarf, seyn würde eine Musterung und Untersuchung aller Teutschen worte, welche, dafern sie vollkommen nicht

nur auf diejenige gehen soll, so jederman brauchet, sondern auch auf die so gewissen Lebens-Arten und Künste eigen; und nicht nur auf die so man Hochdeutsch nennet, und die im Schreiben anietzo allen herrschen, sondern auff Plat-Teutsch, Märckisch, Ober-Sächsisch, Frankisch, Bäyrisch, Oesterreichisch, Schwäbisch, oder was sonst hin und wieder bei dem Landtman mehr als in den Städten bräuchlich. (Zitiert in Niebaum 2014: 57)

Der nationale Gedanke und die Substitution des politischen Engagements durch national-völkische Identifikationsbestrebungen blieben im Falle des deutschsprachigen Raumes jedoch nicht bei reinem (Lokal)Patriotismus stehen, sondern wurden dann schließlich in der Zeit der Diktatur der Nationalsozialisten auch in Wien instrumentalisiert, um bestimmte rassistisch motivierte politische Programme zu rechtfertigen. Auch nach dem Zweiten Weltkrieg blieben viele dialektologische Theoretiker im deutschsprachigen Raum und in Wien der gleichen Ansicht wie zuvor.

5.2 Strukturalistische Dialektologie

Auch wenn die strukturalistische Dialektologie nur im geringen Maße im klassischen dialektologischen Paradigma vertreten war, hat sie dennoch Auswirkungen hinterlassen, sodass an dieser Stelle die relevante Methodologie kurz vorgestellt wird. Die strukturalistische Dialektologie entstand in den 1950er Jahren. Das erste Mal befasste sich Weinreich (1954) im Beitrag *Is a structural dialectology possible?* mit der Frage, ob man dieses linguistische System nach seinen internen Regeln, Prinzipien eines in sich geschlossenen Systems, untersuchen sollte, ohne sich auf andere Systeme, die mit ihm nicht kompatibel sind, zu beziehen (vgl. Chambers/Trudgill 2004: 34–35). Im Zuge dieses Diskurses bietet Weinreich die Anwendung des sogenannten Diasystems, welches die Kombination mehrerer phonemischen Raster, die einen Vergleich ermöglichen, für Untersuchungen vorsieht. Neben der phonemischen Ebene wird darüber hinaus die Distribution oder die Verteilung, die in unterschiedlichen Varietäten bei einem und demselben Laut abweichend sein kann (vgl. Niebaum 2014: 78–81), für die Analyse herangezogen. Die lexikalische Bedeutung dient als eine Ergänzung, pragmalinguistische Aspekte werden hingegen bei einem

rein strukturalistischen Untersuchungsmodell gänzlich außer Acht gelassen (vgl. Clyne 1995: 9). Diese Forschungstradition fand nur in geringem Maße Anklang im traditionellen philologischen Paradigma, auch wenn manche Prinzipien von manchen Theoretikern, wie Kranzmayer, teilweise übernommen wurden, wie es im nächsten Teil dieser Arbeit ersichtlich wird.

6. Werke der klassisch-traditionellen Dialektologie

Nachdem nun die konzeptionellen und method(olog)ischen Besonderheiten der Epoche vorgestellt wurden, präsentiere ich in diesem Teil die Forschungsergebnisse der Untersuchung von Texten wichtiger Vertreter des traditionellen bzw. klassischen Wiener dialektologischen Paradigma:

Kranzmayer und Steinhauser. Die meisten AutorInnen des Wiener dialektologischen Paradigma, die in deren **klassischer** Phase, um die Jahrhundertwende, tätig waren, wie Willibald Nagl, Joseph Seemüller oder Primus Lessiak, veröffentlichten ihre Werke über das Wienerische vor dem ersten Weltkrieg bzw. danach (vgl. Wiesinger 1983: 3). Überwiegend betätigten sie sich auf dem prototypischen Terrain der traditionellen Dialektologie – in ländlichen Gebieten. Erst nach dem Ende des Zweiten Krieges erschienen die am meisten referierten Texte zur Wiener Mundart im 21. Jahrgang der Zeitschrift für Mundartforschung: *Lautwandlungen und Lautverschiebungen im gegenwärtigen Wienerischen* (vgl. Kranzmayer 1953: 197–239) einerseits und *250 Jahre Wienerisch. Zur Geschichte einer Stadtmundart* (vgl. Steinhauser 1952: 159–190). Das Thema des Wienerischen als Dialekt im traditionellen Sinne wurde dann vor allem durch Kranzmayer in den 1960ern in seinen Aufsätzen *Die Wiener Mundart im Wandel der Zeiten* (1961) und *Wien, das Herz der Mundarten Österreichs* (1968) weiterentwickelt. Der Einfluss des klassisch-strukturalistischen bzw. philologischen Paradigma ist nicht nur in beiden Werken aus dem 1953er Band noch deutlich erkennbar, sondern auch in den Schriften danach. Diese am meisten referierten Texte werden in vorliegender Arbeit als Untersuchungsgegenstände herangezogen.

Auch die Zugehörigkeit beider Autoren zum Wiener dialektologischen Paradigma ist gegeben. So hatte Steinhauser zwischen 1934 und 1945 eine Professur für Germanistische Sprachgeschichte und Altertumskunde an der Universität Wien inne (vgl. Wiesinger 1983: 8). Kranzmayer hingegen betrieb keine kontinuierliche Forschungs- oder Lehrtätigkeit an der Universität Wien, wirkte jedoch vorübergehend dort und wird beispielsweise von Wiesinger (1983: 3) so wie Steinhauser aufgrund seiner Arbeit an der Österreichischen Akademie der Wissenschaften dem Wiener dialektologischen Paradigma zugerechnet.

6. 1 Kranzmayer (1953) *Lautwandlungen und Lautverschiebungen im gegenwärtigen Wienerischen*

In diesem konzentriert sich Kranzmayer auf mehrere phonetische Phänomene und versucht hauptsächlich, geschichtliche Erklärungen dazu zu finden. Er scheint empirisch vorzugehen, da eine beträchtliche Anzahl an Gewährsleuten, 500 Personen (vgl. Kranzmayer 1953: 200), involviert gewesen seien, obgleich die Aufzeichnungen nicht von ihm selbst, sondern indirekt, von Studierenden, geführt sein sollen. Diese Tatsache wird jedoch nicht als ein Nachteil in Bezug auf statistische Gütekriterien angeführt, sondern soll zur Objektivität beitragen (vgl. Kranzmayer 1953: 200). Allerdings ist es unklar, ob diese Analysen überhaupt qualitativer oder quantitativer Natur sind, da weder konkrete Zahlen noch Transkripte zur Verfügung gestellt werden. Es werden lediglich zusammenfassend Endergebnisse einer Reihe von Interviews überblicksmäßig dargestellt, wenn sie die These des Autors bestätigen. Abweichungen von dieser sind hingegen bei den gesammelten Proben nicht ersichtlich. Somit steht Wienerisch als monolithisches Gebilde im Raum da, welches in seiner Gesamtheit als homogen gilt, wiewohl es vor äußeren Einflüssen nicht geschützt sei.

6.1.1 Verhältnis zwischen extralinguistischer Realität und Dialekt

Wenn man die Unterkategorie „Einfluss der Umwelt“ untersucht, dann räumt der Autor dieser eine große Rolle ein. Die Veränderungen in der untersuchten Stadtvarietät führt der Autor hauptsächlich auf nicht-inhärente, äußere Ursachen zurück. Laut Kranzmayer haben viele Lautwandlungen und Lautverschiebungen gemeinsame Ursachen. So haben sich infolge der beiden Weltkriege, des Einflusses des Tschechischen und daraus resultierender phonetischer Faktoren einige Veränderungen in die Wiener Mundart eingeschlichen (vgl. Kranzmayer 1953: 235–237):

1) Aufgrund der *e*-Verwirrung wird in der Nachkriegszeit bereits keine Unterscheidung zwischen *beten* und *betten* mehr gemacht. Die erste Silbe wird in beiden Fällen nun als [bɛt] ausgesprochen (vgl. Kranzmayer 1953: 201), weil es in slawischen Sprachen sowie im Ungarischen nicht von Belang ist, welche Qualität der Laut hat und dies kein bedeutungsunterscheidendes Merkmal darstellt. Somit war bei dieser Veränderung der Einfluss aus den Monarchieländern entscheidend.

2) Ebenso führt der Autor die Lautverschiebung beim Phonem [o] auf die in Wien lebenden Tschechen zurück. Der schleichende Wandel der Diphthonge in Wörtern wie *Wald*, die nun nicht mehr als [wōɛd], sondern als [wā̃ɛd] ausgesprochen werden, hat seinen Ergebnissen nach damit zu tun, dass diese Einwanderer den Bedeutungsunterschied bei diesem Laut bereits im Tschechischen haben und deswegen diesen auf das Wienerische umlegen, was dann zu einer schleichenden Veränderung in der Aussprache führt (vgl. Kranzmayer 1953: 221–222).

Soziopolitischen Kriterien wird bei der Untersuchung ebenso Rechnung getragen. Die beiden Weltkriege werden mit der Entstehung des *Hyperwienerischen* in Verbindung gebracht. Die Soldaten, die aus Wien kamen, haben beim Versuch, sich von den „Provinzlern“ abzuheben, eine eigene Varietät

geprägt, welche die für die Wiener Mundart typischen Elemente in übertriebenem Maße beinhaltet.

6.1.2 Fluidität des Dialektbegriffes

Bei der Definition des Dialekts räumt Kranzmayer dem Wienerischen eine eigenständige Stellung ein, indem er dieses als eine „Großstadtmundart“ bezeichnet (Kranzmayer 1953: 206). In Bezug auf die Rigidität und Varianz der Wiener Mundart merkt Kranzmayer an, dass die Veränderungen ihre Authentizität beeinträchtigen. Auch wenn er die Koexistenz unterschiedlicher Formen (Verkehrssprache, Verkehrsmundart, Mundart, Hyperwienerisch und Jargon) anerkennt, relativiert er dies durch die Hervorhebung des „Echtwienerischen“. Ein weiterer wissenschaftshistorischer Hinweis, dass dieses Werk den Narrativen dem traditionellen dialektologischen Paradigma folgt, ist die Tendenz, die Identität der jeweiligen Bevölkerungsgruppe, in diesem Fall ÖsterreicherInnen bzw. WienerInnen, an eine bestimmte Sprache zu binden, auf die ich im Weiteren genauer eingehen werde.

6.1.3 Affektive Bindung an den Untersuchungsgegenstand

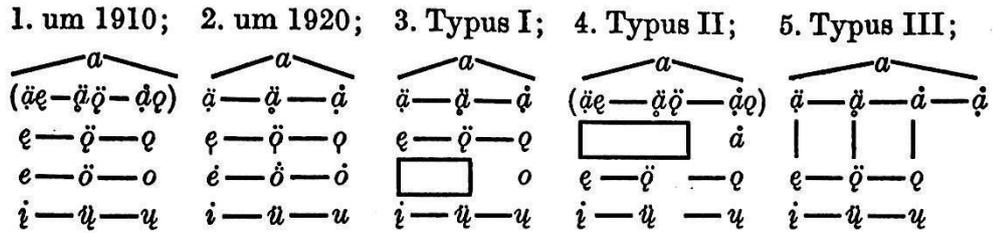
So wird Dollmayer, ein „Urwieder“, als Proband eingesetzt und, als ein „unverfälschte[r] Hüter für das Wienerische des vorigen Jahrhunderts“ (Kranzmayer 1953: 217) bezeichnet. Da Dollmayer nach einem langen Auslandsaufenthalt nach Wien zurückkehrte und seine Sprechweise, Kranzmayers Ansicht nach, nicht von den Neuerungen des Neuwiederischen beeinflusst worden sei, nimmt er diese als die Messlatte für die „echte“ Mundart. Alles andere, was nach der Jahrhundertwende (die Zeit, um die Dollmayer Wien verließ) in den Wiener Sprachvarietäten passierte, wird somit nicht mehr dazu gezählt. Der „echte Dialekt“ ist Kranzmayers Meinung nach darüber hinaus „nur in den Bezirken innerhalb des Gürtels, also im I. und vom III. bis zum IX. Bezirk, maßgebend“ (Kranzmayer 1953: 203). Den Ausdruck „echt“ in Bezug auf das Wienerische trifft man im Zeitschriftenartikel vom

1953 des Öfteren. Die Betonung liegt darauf, dass sich dieses hauptsächlich vom Fremden abhebt: „Andere Kreise bemühen sich auch Fremden gegenüber nicht mehr, ihr unverfälschtes Wienerisch zu verbergen. [...] Dies ist die echte Mundart oder der Dialekt“ (Kranzmayer 1953: 203). Die fremdsprachlichen Einflüsse werden außerdem als Eingriffe in die sprachliche Integrität bewertet. Die Tschechen oder im Allgemeinen Slawen fungieren als die wichtigste Quelle der Veränderungen, die vorzugsweise Kranzmayers Eindruck nach zu assimilieren sind: „Sie sind dank der bewundernswerten Absorptionskraft des Altwienertums inzwischen richtige Wiener geworden“ (Kranzmayer 1953: 205), wobei das „echt“ Wienerische als eine unklar definierte Größe erscheint. Kranzmayers eigenen Aussagen zufolge wandelt sich die Sprache in Abhängigkeit von diversen Faktoren wie Bezirk, Gesellschaftsschicht und Altersstufe. Zusätzlich wirkt sich die Hochsprache auf die Entwicklung der Stadtsprache aus (vgl. Kranzmayer 1953: 226).

Dennoch gilt der „richtige“ Wiener Dialekt als ein wünschenswerter Gegensatz zum „Verfälschten“ oder „Fremden“.

6.1.4 Methodisches Vorgehen

Bei all diesen lautlichen Verschiebungen sieht Kranzmayer phonetische Lücken und demographische Aspekte, z. B. die Einwanderung, als führende Triebkräfte hinter den Lautverschiebungen und anderen Veränderungen im Wienerischen in der ersten Hälfte des 20. Jhdts., die er dann phonetisch darstellt. Im Unterschied zum strukturalistischen dialektologischen Zugang geht es bei dieser Abhandlung jedoch nicht um phonemische Diasysteme, sondern lediglich um die Präsenz aller Phoneme im Phonemenparallelogramm des Wienerischen im Allgemeinen. Die Grafiken 1 bis 5. Typus III demonstrieren beispielsweise, ob die Laute im Allgemeinen gebraucht werden und wie der Lautstand zu unterschiedlichen Zeitpunkten gewesen sei (um 1910 (Grafik 1.), 1920 (Grafik 2.) sowie 1953 (mit drei unterschiedlichen Ausprägungen (Grafiken 3.–5.)).



Grafik 1–5.: Wiener Phonemenparallelogramme (Kranzmayer 1953: 226).

So wird ersichtlich, dass manche Laute bzw. Diphthonge verschwinden bzw. dazukommen, allerdings sagen die Parallelogramme nichts darüber aus, wie die Phoneme verteilt sind. Die Distribution wird somit im Gegensatz zum strukturalistischen Modell vernachlässigt.

Zusammenfassend weist Kranzmayers Text methodisch Merkmale der klassischen oder traditionellen philologische Dialektologie auf, da er sich nur auf einige sprachliche Artefakte, wie zum Beispiel [wōed] vs. [wāēd], konzentriert, diese aber nicht systematisch untersucht. Der Autor versucht jedoch, wie es anhand der Grafiken ersichtlich ist, eine gewisse Vergleichbarkeit zu schaffen und tendiert in seiner Methodologie dazu, neuere wissenschaftliche Strömungen und Tendenzen zu berücksichtigen, indem er beispielsweise umfangreiche empirische Untersuchungen anstellt.

6. 2 Kranzmayer (1961): *Die Wiener Mundart im Wandel der Zeiten*

In diesem Beitrag versucht Kranzmayer historische Ereignisse mit den Veränderung im Wiener Dialekt zu verknüpfen.

6.2.1 Verhältnis zwischen extralinguistischer Realität und Dialekt

Dem Verhältnis zur extralinguistischer Realität räumt Kranzmayer, wie auch in seinem Beitrag *Lautwandlungen und Lautverschiebungen im gegenwärtigen Wienerischen*, eine große Rolle ein. Vor allem die politische

Dominanz der Hauptstadt steht im Mittelpunkt. So sind beispielsweise die allemanischen bzw. böhmischen Eroberer – Habsburger und Ottokar Przemysl – die Quelle der Neuerungen des Bairischen in Wien (vgl. Kranzmayer 1961: 79).

Die Ersteren setzten Beamte ein, welche durch ihr Schweizerisch eine Wandlung der Diphthonge in Wörtern wie *breit* oder *bläht* hervorriefen. Da im Thurgauer Dialekt, in der Gegend, woher die Einwanderer stammten, die Laute *ä* und *æ* dominierten und man beide Vokabel als *bräät* und *bläät* aussprach, *ä* jedoch im Wienerisch der damaligen Zeit fehlte, wurde es schließlich in diesen Wörtern durch ein offenes *a* ersetzt, sodass es nun *braat* bzw. *blaad* hieß (vgl. Kranzmayer 1961: 73–74). Auch manche Wortentlehnungen, wie *Göte* (Pate) und *akβ* (Wagenachse) haben WienerInnen dem Allemanischen zu verdanken, wie Kranzmayer anhand historischer Urkunden belegt (vgl. Kranzmayer 1961: 74).

Auch die Herrschaft des Böhmenkönigs Ottokar Przemysl bringt lexikalische Erneuerung mit sich mit. So findet Kranzmayer beim Wort *antβn* (Gabeldeichsel) urkundliche Belege, die auf seine tschechische Herkunft hindeuten. Während das tschechische Pendant *oinice* heißt, tauchen um 1300 in den österreichischen Quellen Varianten wie *ainze*, *äunze* und *enze*. Beim anderen Beispiel – *Jause* – fehlen jedoch die Quellen. Kranzmayer (vgl. 1961: 75–76) verbindet dennoch das Wort mit dem tschechischen *južina*, welches ursprünglich *Zeit des Südens* bedeutete, aufgrund phonetischer Ähnlichkeit, was an der Richtigkeit der Schlussfolgerung Zweifel lässt, da phonetische Ähnlichkeit alleine noch kein Beleg ist.

So wie in dem weiter oben analysierten Artikel aus dem Jahr 1953 vertritt Kranzmayer die These, dass die tschechischen Einwander_innen den maßgeblichen Einfluss auf die weiteren lautlichen Verschiebungen und den Lautwandel hatten, z. B. bei der *e*-Verschiebung oder der Monophthongierung. Im letzteren Fall war es der Falldruck in der slawischen Sprache, wel-

cher die Zwielaute [ai] und [au] zu offenen [ä] und [å] reduzierte. Diese Veränderungen werden jedoch nicht als Überfremdung beschrieben. Kranzmayer (1961: 78) geht so weit, festzustellen, dass man „neuerdings Tschechismen auch ins „echte Wienerische“ aufnehmen kann, da der Großteil der Wiener tschechischen Ursprungs diese dialektale Färbung verlernt hat (vgl. Kranzmayer 1961: 78) und sich ja sogar nicht mehr als Tschechen identifiziert (vgl. Kranzmayer 1961: 77). Somit kommt der Begriff „echtes Wienerisch“ vor, bleibt aber nicht mehr als ein für die EinwanderInnen wünschenswertes Ideal unerreichbar, solange man sich assimiliert und nicht absondert.

Auch wenn die Einflüsse der Umwelt, historischer oder linguistischer Art, als maßgebend für die Entwicklung der Sprache dargestellt werden, meint Kranzmayer jedoch auch, so wie im Artikel aus dem Jahr 1953, dass die SprecherInnen selbst bewusst bestimmte Veränderungen in der Sprache und ihrer Umgebung hervorrufen können, indem sie zum Beispiel sich von Anderssprechenden unterscheiden wollen (vgl. Kranzmayer 1961: 78–79). Diesen Prozess beobachtete er anhand der jungen Wiener Heimkehrer¹ nach dem Ersten Weltkrieg, die zur Entstehung des Hyperwienerischen beitrugen, indem sie die für das Wienerische typischen Elemente steigerten. Weil die Tendenzen zum Hyperwienerischen bereits bei den daheim Gebliebenen vorhanden waren, konnte sich diese Sprechweise einbürgern (vgl. Kranzmayer 1961: 78–79). Auch konstruktivistische Ansätze sind neben soziolinguistischen im geringen Maße vorhanden, wie es im nächsten Teil verdeutlicht wird.

6.2.2 Fluidität des Dialektbegriffes

Was die Rigidität in Bezug auf die Konzeptionierung des Wienerischen betrifft, so erkennt Kranzmayer die Wandlungsfähigkeit der Wiener Sprache auf der einen Seite, indem er die unterschiedlichen Varianten im Kontinuum

¹ Wenn in dieser Arbeit nur die männliche Form eines Substantivs angeführt wird, werden dabei auch einzelne Frauen inkludiert, die dabei sein könnten.

anerkennt, dennoch innerhalb dessen gibt es immer noch die „echte“ Mundart, was die Vorstellung der Wandelbarkeit relativiert.

So unterscheidet der Autor zwischen verschiedenen Variationen in Abhängigkeit mit der Gesellschaftsschicht (vgl. Kranzmayer 1961: 76): Amtliche Umgangssprache und Hoch- bzw. Bühnensprache bei Beamten; Umgangs- und Verkehrssprache bei Geschäftsleuten. Die „waschechte Wiener Mundart“ bleibt den „verkehrsfernen Wiener Schichten“ vorbehalten, der Jargon den sogenannten „gewissen Kreisen“, die ihre Sprechweise wiederum für

„echtes Wienerisch“ halten, was aber die meisten WienerInnen ablehnten, da es mit dem Rotwelschen assoziiert werde (vgl. Kranzmayer 1961: 76–77). Mehrere dieser Varietäten werden häufig von ein und derselben Person beherrscht und bewusst in Abhängigkeit vom Sprachkontext eingesetzt. Darin zeigt sich somit bereits eine gewisse Neigung zu Postulaten der korrelativen Soziolinguistik oder auch ein gewisser Konstruktivismus.

Die Vorstellung, dass es den einen „richtigen“ Wiener Dialekt gibt, ist in diesem Text viel schwächer ausgeprägt. Kranzmayer verwendet (bewusst oder unbewusst) deutlich weniger Ausdrücke wie „echt“ oder „unverfälscht“ in diesem Artikel aus seiner späteren Schaffenszeit, in der dem Erbe des Nationalsozialismus zunehmend weniger Akzeptanz entgegengebracht wurde. Auch die emotionale Färbung bei der Beschreibung diverser Einflüsse aus dem Tschechischen fehlt zum Großteil. Im Gegenteil wird das „Böhmakeln“, die Wiener Mundart mit tschechischem Einschlag, hervorgehoben und als „unverfälscht“ bezeichnet, wenn jemand diese Sprechweise noch authentisch beherrsche.

6.2.3. Affektive Bindung an den Untersuchungsgegenstand

Die affektive Bindung an den Untersuchungsgegenstand wird mehrheitlich nicht mehr anhand der Verwendung entsprechender Pronomen deutlich,

sondern durch die Hervorhebung Wiens als kultureller Hotspot in der Geschichte Österreichs bzw. der Monarchie, sodass sogar die Dichter des Mittelalters sich an die Wiener Dichtkunst als Beispiel anlehnten (Kranzmayer 1961: 71) und die „freigiebige und sensationsreiche“ Stadt selbst nach 1920 „den Glanz [...] alten Kulturvorrangs“ nicht verloren habe (Kranzmayer 1961: 72). Darüber hinaus scheint Kranzmayer das Ziel zu verfolgen, den Ruf des Wienerischen zu verbessern. „Gewisse Kreise, die die Wiener Volkssprache nicht schätzen, sind durch diesen Aufsatz vielleicht eines Besseren belehrt worden“ (Kranzmayer 1961: 80), hofft er am Ende des Beitrags. Somit betont Kranzmayer in seinem Text aus dem Jahr 1961 die Rolle der historisch-politischen Veränderung bei der Entwicklung der Sprache in größerem Ausmaß als 1953. Er identifiziert sich mit Wien, indem er es als „unsere Stadt“ bezeichnet, schließt jedoch fremdsprachliche Elemente weniger vom Anspruch aus, als das „echte Wienerisch“ zu gelten, und hebt somit die Veränderlichkeit der Sprache deutlicher hervor.

Zusammenfassend lässt sich anmerken, dass Kranzmayer in diesem Artikel mehrheitlich den Argumentationslinien aus dem Jahre 1953 folgt, wengleich die negative Wertung des fremdsprachlichen Einflusses bzw.

die Hervorhebung eines „echten“, „richtigen“ oder „unverfälschten“ Dialekts, mit dem er sich auf persönlicher Ebene identifiziert, weniger augenscheinlich ist.

6.2.4 Methodisches Vorgehen

Methodisch stützt er sich sowohl auf historische Dokumente bzw. Schriften als auch einige wenige Wortbeispiele wie *Göte* und *Jause*, die er etymologisch untersucht, um seine Hypothese zu belegen, nämlich: Die Sprache am Hof ist mit der Entstehung des Wienerischen unmittelbar verbunden und die WienerInnen haben den jeweiligen Herrschaftskreisen die Entstehung ihres Dialekts zu verdanken (vgl. Kranzmayer 1961: 79). Kranzmayer folgt somit dem Denkansatz der klassischen Dialektologie, indem er die Etymologie in den Mittelpunkt stellt und nur wenige sprachliche

Belege heranzieht. Der politische Wandel und der Einfluss von herrschaftlichen Strukturen werden in der Tradition der klassischen Dialektologie zu Quellen des linguistischen Wandel und der Entstehung einer neuen Varietät oder entsprechender Isoglossen, sodass der außersprachliche Einfluss entscheidend ist.

6.3 Kranzmayer (1968): *Wien, das Herz der Mundarten Österreichs*

6.3.1 Verhältnis zwischen extralinguistischer Realität und Dialekt

In diesem Beitrag zu einer Festschrift für Otto Höfler (1968) ist der fremdsprachlicher Einfluss aus den Monarchieländern auf das Wienerische im Unterschied zu Artikeln aus 1953 und 1961 gänzlich vernachlässigt worden. Wie 1961 betont Kranzmayer, dass das Wienerische sich im Zusammenhang mit den geschichtlichen Ereignissen wie dem Sieg der Habsburger bzw. Präsenz des tschechischen Königs Ottokar Przemysl veränderte. Vor allem gilt nun Wien als die Quelle der Erneuerungen im bairischen Sprachraum.

6.3.2 Fluidität des Dialektbegriffes

Die Wiener Mundart und der Anspruch ihrer „Echtheit“ bleiben somit nicht den WienerInnen vorbehalten. Der Dialekt der Hauptstadt wird zur gesamt-bairischen Fundgrube, die dieser Sprachraum bis zu Kranzmayers Zeit versorgt. Somit hält der Autor immer noch an seiner Aussage fest, dass dieses

„unverfälschte Wienerisch“ existiert: „Noch jetzt spricht man nach dieser Leseregeln der echten Wiener Mundart *duuaf, ghuuab, schduua(b)m*“ (Kranzmayer 1961: 343), merkt er zu phonologischen Unterschieden zwischen Dialekten außerhalb Wiens und dem Wienerischen an. Außerdem distanziert er sich nun von der Überzeugung, dass die Monophthongierung

und die eVerwirrung vom Tschechischen hervorgerufen worden war, indem er diese

Hypothese relativiert und meint, dass bei diesen Veränderungen die „tschechischen Infiltrate [nur] mitspielen könnten“ (Kranzmayer 1961: 348). Er behauptet, dass die meisten Veränderungen „aus eigener Kraft“ passierten, das bedeutet, wie es aus dem Titel des Aufsatzes hervorgeht, der Autor ist der Meinung, dass nach der Übernahme durch die Habsburger bzw. Ottokars Machtperiode Wien alle anderen Dialekte des Bairischen weitgehend beeinflusste (vgl. Kranzmayer 1961: 339), selbst aber mehrheitlich von Einflüssen unberührt blieb (vgl. Kranzmayer 1961: 348). Um genauer zu sein, sieht er diesen Übergang Wiens zum „Schrittmacher“ um das Jahr 1100, als es zur Weltstadt wurde (vgl. Kranzmayer 1961: 342).

6.3.3 Affektive Bindung an den Untersuchungsgegenstand

Dieser Beitrag hebt sich vor allem dadurch hervor, dass die affektive Bindung in vielen Äußerungen bemerkbar wird und der Autor den Ruf der Stadt verteidigt. „Die vielen bairischen Laut- und Worterneuerungen beginnen so gut wie alle in Wien, und dies währt bis in die Gegenwart“ (Kranzmayer 1961: 342), wird postuliert und Kranzmayer stellt fest, dass das kulturelle Zentrum, trotz der Anmerkung, dass viele der „lukullischen Delikatessen“ (Kranzmayer 1961: 343), wie *Powidl* oder *Palatschinken*, aus anderen Ländern der Donaumonarchie stammten und erst nach der Entlehnung in den städtischen Sprachgebrauch später in die österreichischen Bundesländer weitergetragen wurden. Die Ursprünge der Wiener Dominanz, im Sinne von Wien als das kulturelle „Herz“ des bairischen Sprachraumes, werden auch darin gesehen, dass beispielsweise Walther von der Vogelweide sich dessen gerühmt hat, Wien besucht zu haben, da dies „zum guten Ton“ gehört haben sollte (vgl. Kranzmayer 1961: 343).

Neben den Epitheta und Hyperbeln, wie „geliebte Stadt“, „sprachlicher Wegweiser“, mit denen Wien beschrieben wird, und dem omnipräsenten

Lob der Hauptstadt als das Zentrum der Kultur, Dicht- und sogar Kochkunst (Kranzmayer 1961: 343) zeigt sich die affektive Bindung zur Stadt darin, dass Kranzmayer (vgl. 1961: 339) z. B. das Pronomen *unser* verwendet, wie in

„unsere Bundeshauptstadt oder „unser Wien“ (Kranzmayer 1961: 342), um seine eigene Identifikation zum Ausdruck zu bringen und damit zusätzlich die ZuhörerInnen bzw. LeserInnen miteinbezieht, sowie es bereits in seinen vorangegangenen Werken üblich war.

6.3.4 Methodisches Vorgehen

In Hinsicht auf die sprachgeschichtliche Perspektivierung weist der Text eindeutige Merkmale der traditionellen Dialektologie auf.

1) In erster Linie versucht der Autor, wenn auch nicht kartographisch und definitiv sprachhistorisch, Sprachinseln zu identifizieren, die von Verkehrsrouten, wie der Donaustraße, abgeschnitten waren, und daher noch die „altertümliche“ Sprechweise beibehalten konnten. Als Beispiel nennt er den Wandel der Plosive zu Lindlauten, welcher zuerst in Wien stattfand. So wurden Wörter wie *Mutter*, *Tag*, *gackern*, *Buckel* und *Baum* im Wienerischen viel früher als *muuada*, *doog*, *googatʙn*, *buugl* und *baam* ausgesprochen, erst danach folgten auch andere Gebiete, die auf der wichtigsten Handelsroute lagen, sodass diese Wörter nur mehr im sogenannten südbairischen Dialekt, z. B. in Tirol, *muatr*, *toog*, *kokketʙn*, *pukkl* und *paam* heißen, im Südbairischen, welches geographisch relativ isoliert ist (Kranzmayer 1968: 344). Kranzmayer zieht somit Isoglossen, wenngleich deren Verortung nur vage entlang der Donaustraße platziert wird (vgl. Kranzmayer 1968: 345). Darüber hinaus ist seiner Meinung nach die Verbreitung des Wienerischen hauptsächlich den extralinguistischen Faktoren zu verdanken (vgl. Putschke 1982: 244), in diesem Fall Faktoren wirtschaftlicher, räumlicher bzw. kultureller Natur.

2) Dazu kommt der Autor zu seinen Untersuchungsergebnissen auf eine induktive Art und Weise, sodass er die Erkenntnisse auf einige wenige Funde aus historischen Urkunden sowie auf seinen Aufsatz aus dem Jahr 1961 – *Jause* (vgl. Kranzmayer 1968: 339–341) und *Göte* – stützt. Zum ausstehenden Wandel von Plosiven zu Lindlauten fehlen auch in seinem Werk „Historische Lautgeographie des gesamtbairischen Dialektraumes“ (Kranzmayer 1956: 34 a2), auf den der Autor verweist, umfassende quantitative oder qualitative Ergebnisse.

3) Auch in diesem Text wird teilweise auf die Jugendlichen als Quelle der Sprachneuerung eingegangen, welche sich des Wiener Vorstadtjargons bedienen (vgl. Kranzmayer 1968: 348). Daher wird nicht ausschließlich das geographische Merkmal als wichtigstes Unterscheidungskriterium herangezogen, sondern auch ein demographisches in einem geringen Maße berücksichtigt. Dennoch ist diese kurze Anmerkung nicht genug, um den Text dem soziolinguistischen Paradigma zuzuordnen. Somit scheint dieses Werk in gewisser Weise sogar mehr der klassischen dialektologischen Tradition verpflichtet zu sein als die zuvor untersuchten aus den Jahren 1953 und 1961.

6.4 Steinhauser (1953): *250 Jahre Wienerisch*

Auch in diesem Werk ist ein Bekenntnis zum traditionellen dialektologischen Paradigma deutlich bemerkbar.

6.4.1 Verhältnis zwischen extralinguistischer Realität und Dialekt

Hinsichtlich der Einstellung zu fremdsprachlichen Einflüssen bleibt der Autor im Unterschied zu Kranzmayer freier von Werturteilen, dennoch empfindet er jene als etwas, was sich auf die „Echtheit“ der Mundart auswirkt. So differenziert er zwischen diversen Arten des Wienerischen – *Rokoko-Wienerisch*, *Altwienerische*, *Neuwienersische* und *Jungwienerische* – wobei

er ersteres als das „verschnörkelte“ Wienerisch bezeichnet (vgl. Steinhauser 1952: 163), Diese war die Umgangssprache des Adels und wurde von einer Dominanz des französischen Vokabulars gekennzeichnet, welche Steinhauser für „unnötig“ hält und zufrieden feststellt, dass sich die Stadtvarietät von diesem Einfluss erholt:

Vergleichende Zahlen liegen zwar noch nicht vor, es macht mir aber den Eindruck, als ob die unnötigen Fremdwörter seit dem 18. Jhd. abgenommen hätten, so daß man sagen kann: Das Wienerische bewegt sich seit dem 18. Jhd. Von dem französelden und lateinernden Schnökelstil weg. (Steinhauser 1952: 164)

Dies hängt hauptsächlich damit zusammen, dass Steinhauser diese Entlehnungen als etwas „Unechtes“ sieht, was nicht zur Mundart gehören kann, sodass er diese Entwicklung als „Überfremdung durch das Französische“ empfindet (Steinhauser 1952: 174). Im Gegenzug betont er genauso wie Kranzmayer, dass es so etwas wie eine authentische Wiener Kultur gibt, die auch etwas mit den Bewohnern der Stadt zu tun hat. Das heißt, nicht nur die Art zu sprechen ist wichtig, sondern auch die Herkunft:

Die angeführten Sätze enthalten z. B. gleich eine Form, die heute nur noch von alten Leuten oder am Stadtrand gebraucht wird [...]. Der echte Wiener vom Grund hat auch heute noch ein feines Gefühl dafür, wie sich seine Mundart nach außen, unten und oben abgrenzt (Steinhauser 1952: 165).

Dieser für das traditionelle dialektologische Paradigma typische Sprach- bzw. Dialektpurismus macht sich somit nicht nur im Umgang mit den fremdsprachlichen, sondern auch mit den binnen-österreichischen Einflüssen bemerkbar (vgl. Steinhauser 1952: 165, 160-161). Die Entstehung des Wienerischen hat man demzufolge der Abwertung der anderen Dialekte in der Umgebung vonseiten der ansässigen Bevölkerung zuzuschreiben, sodass man sogar eine eigene Bezeichnung für die bäuerlichen Ausdrücke entwickelte, das sogenannte „Dämpfgescherte“ (Steinhauser 1952: 165). Steinhauser nennt diese Haltung „Absonderungsdrang“ (Steinhauser 1952: 165) und trägt somit sozioökonomischen Faktoren ansatzweise Rechnung.

6.4.2 Affektive Bindung an den Untersuchungsgegenstand

Die affektive Bindung des Autors an das Wienerische in seiner vermeintlich unverfälschten Form zeigt sich u. a. darin, dass Steinhauser die früheren Untersuchungen der Stadtmundart zum Großteil kritisiert, da sie seiner Meinung nach die „wahre“ Bedeutung der dialektalen Phänomene nicht widerspiegeln. „Das Altwienerische“ von Mauritz Schuster bezeichnet er beispielsweise als einen

argen Rückschritt, weil Schuster das Hauptgewicht leider wieder auf die Worterklärungen legt, ohne dieser Aufgabe gewachsen zu sein. Außerdem schreibt er manche Wörter in ganz unverständlicher Weise falsch (Steinhauser 1952: 163).

Somit hält der Autor bestimmte Deutungen oder Schreibweisen für falsch, andere wiederum für richtig, was auch auf eine rigide Vorstellung vom Dialekt hinweist, sodass mögliche Veränderungen durch Weiterentwicklung bzw. Zuzug als Eingriffe in die sprachliche Integrität interpretiert werden. Steinhauser macht darüber hinaus anhand mehrerer Äußerungen deutlich, dass er sich persönlich mit der Mundart identifiziert und setzt voraus, dass seine Leser und Leserinnen der gleichen Gesinnung sind. So verwendet er beispielsweise das Pronomen *unser*, um seine emotionale Nähe zur Varietät zum Ausdruck zu bringen, wie etwa in der Bezeichnung eines anderen Autors als einen „Freund unserer Mundart“ (Steinhauser 1952: 162).

6.4.3. Methodisches Vorgehen und Fluidität des Dialekt-Begriffes

Der Autor verfolgt einen ähnlichen theoretischen Zugang wie Kranzmayer. Die Ansätze der traditionellen philologischen Dialektologie sind darin insofern sichtbar, dass er keine strukturalistische phonetische Untersuchung durchführt, sondern wie Kranzmayer (1953) seine Erkenntnisse auf einige wenige Beispiele stützt, um seiner Meinung nach die „selbstständige“ Mundart diachron zu betrachten. Steinhausers Ziel ist es auch nicht, eine qualitative Analyse einiger auserwählter Phänomene des Wienerischen vorzulegen, sondern dem Leser bzw. der Leserin einen kulturhistorischen

Überblick über die Varietät zu bieten (vgl. Steinhauser 1952: 168), dafür zieht er beispielsweise die Theaterstücke von Raimund oder Nestroy heran (vgl. Steinhauser 1952: 166).

Die Mundart wird jedoch nicht umfassend semantisch oder syntaktisch untersucht, stattdessen gibt Steinhauser einige außergewöhnliche phonetische Beispiele, die er hauptsächlich aus historischen Schriften bezieht. Beispielsweise gibt es eine genaue Betrachtung des Wortes *Frau*, das semantisch-etymologisch unter die Lupe genommen wird (vgl. Steinhauser 1952: 177– 178). Die Tendenz, die Ursprünge der Wörter zu betonen, deutet ebenso darauf hin, dass Steinhauser der traditionellen Dialektologie in Bezug auf die Methoden zugeneigt war und ihre Methoden bevorzugte.

6.5 Werke der klassischen dialektologischen Epoche: Linguistisches Fazit

An dieser Stelle möchte ich zusammenfassen, was die bislang untersuchten Werke aus der Nachkriegszeit vereint und wie sie die nächste Entwicklungsphase der Erforschung des Wienerischen einleiten. Grundsätzlich folgen die wichtigsten einschlägigen repräsentativen Werke der Dialektforscher Kranzmayer und Steinhauser aus der Nachkriegszeit sowie ihre weiteren Beiträge, die sich mehrheitlich methodisch und inhaltlich auf die Aufsätze der Nachkriegszeit stützen, überwiegend dem traditionellen bzw. klassischen philologischen dialektologischen Paradigma. Die strukturalistische Tendenz, die noch in Kranzmayers Werk aus 1953 ansatzweise vorhanden ist, verschwindet zunehmend in seinen späteren Arbeiten.

Auch wenn manche Texte eine gewisse Berücksichtigung anderer Faktoren wie Alter oder Schicht zulassen, halten sie immer noch an den Methoden der klassischen Tradition fest, indem sie eine geringe Anzahl von Belegen zur Verfügung stellen und die städtische Mundart wie eine rurale Varietät untersuchen, indem sie einige wenige Probanden umfassend be-

fragen, die ihrer Meinung nach die „unverfälschte“ Mundart noch beherrschen. In Kürze, man versucht herauszufiltern, was der alte, von den Sprachneuerungen unberührte Dialekt ist, der dann als der „echte“ dargestellt wird. Selbst wenn Kranzmayer 500 Informant_innen in die erste Studie aus dem Jahre 1953 einschließt, ist es nicht klar, nach welchen Kriterien die Ergebnisse aufgezeichnet wurden bzw. werden diese gar nicht präsentiert. Außerdem ist es nicht klar, in welchem Zusammenhang die soziologischen Merkmale (wie Alter und Schicht) mit den sprachlichen stehen.

6.6 Ideologische Einordnung der Werke Kranzmayers und Steinhausers

Die Tendenz der klassischen Dialektologie zum Nationalismus ist bereits in den Theorien und Werken der Autoren des 19. Jhd. bemerkbar. Es ist jedoch von Vorteil, zu untersuchen, inwiefern die Karrieren der vorliegend behandelten AutorInnen ihre theoretischen Ansichten widerspiegeln. Um die untersuchten Werke wissenschaftshistorisch einzubetten, hilft es, die wissenschaftliche Karriere der Forscher zu untersuchen.

Steinhauser war ein Mitglied diverser völkischer Vereine und der damals illegalen NSDAP vor dem „Anschluss“ (vgl. Grabenweger 2015: 306). Auch Kranzmayer war bereits vor der Machtergreifung der Nationalsozialisten ein aktives Mitglied der Partei in Wien-Gerstthof (vgl. Wedekind 2017: 1436), wo sein Interesse schon früh den bairischen Dialekten galt (vgl. Wedekind 2017: 1436). Inspiriert durch einschlägige Schriften sowie die völkische Propaganda war er von kultureller Superiorität des Deutschtums überzeugt. Diese Einstellung zeigte sich dann wiederum auf vielfältige Art und Weise in seiner Tätigkeit und seinen Werken, welche auch nach 1945 erschienen (vgl. Grabenweger 2015: 306). Diese Überlegenheit des Deutschtums sollte seiner Ansicht nach gegenüber den Nachbarvölkern „klargestellt werden“ (Wedekind 2017: 1437). Wie es dann im Aufsatz aus dem Jahr 1968 ersichtlich wird, kam er zum Ergebnis, dass Wien das Herz

der „kulturgeschichtlichen Wellen“ im bairischen Mundartraum gewesen sei. Diese Versuche der als Linguistik maskierten Machtdemonstrationen waren auch an die nicht-deutschsprachigen Volksgruppen innerhalb und außerhalb des Reiches bzw. später Staatsgebietes adressiert. In der Zeit des Nationalsozialismus war Kranzmayer beispielsweise damit betraut, den slawischen Einfluss auf das Deutsche in den Ostalpen, vor allem im von Slowenischen geprägten Kärnten zu identifizieren, um dann die „Slowenisierung des deutschen Blutes“ festzustellen (Wedekind 2017: 1439) und als einen Teil der Kolonialisierung- bzw. Entnationalisierungsbestrebungen die Existenz der slawischen Sprache Slowenisch zu negieren (Grabenweger 2015: 306). Sein rassistisch motivierter Auftrag, das Deutschtum in dem von der slawischen Minderheit geprägten Bundesland Kärnten zu bekräftigen (Wedekind 2017: 1437), war schließlich erfüllt, so dass er auf eine für die Machthaber zufriedenstellende Weise bestätigen konnte, dass die slowenische Kultur und Sprache ein „einfügsame[r] Bestandteil der deutschen Kulturgemeinschaft“ (Kranzmayer zitiert nach Wedekind 2017: 1439) und diese so mit dem Deutschen „verwachsen“ sei, dass jegliche Bestrebungen um eine slowenische Nationalsprache beinahe an Absurdität grenzen würden (Grabenweger 2015: 306). Die Blut- und Boden-Ausrichtung von Kranzmayer ist anhand seiner Aussage hinsichtlich der Kärntner Slowenen erkennbar. „Sprache allein“ sei „kein ausreichendes Merkmal für die Zugehörigkeit zu einem Volkstum“ (Wedekind 2017: 1439). Umso weniger verwunderlich ist es, dass Kranzmayer, ein bekennender Nationalsozialist, sowie viele andere seiner Kollegen damaliger Zeit die völkisch geprägte Dialektologietradition auch in den Jahren nach dem Kriegsende fortsetzten.

7. Korrelative Soziolinguistik: Theorie

7.1 Veränderungen des „Dialekt“-Begriffs und die Entstehung der Soziolinguistik

Wie Wiesinger (2011: 5) anführt, wurden die Bedeutung und die Abgrenzung des Begriffes „Dialekt“ von der traditionellen Dialektforschung nicht untersucht. Bis zu den 1960er Jahren diente die konservierte Sprechweise, oder wie die klassischen Dialektologen diese Varietät bezeichnen würden – die „echte Mundart“ – der bäuerlich-geprägten, älteren, nicht bzw. wenig mobilen Landbevölkerung als Maxime (vgl. Wiesinger 2011: 5). Die Untersuchungsbemühungen der germanistischen Dialektforscher wurden daher auf kleinräumige Areale und eine sehr bestimmte Form der Sprache ausgerichtet, sodass der Dialektbegriff bis in die 1970 Jahre beispielsweise folgendermaßen beschrieben wurde:

Mundart ist stets eine der Schriftsprache vorangehende, örtlich gebundene, auf mündliche Realisierung bedachte und vor allem die natürlichen, alltäglichen Lebensbereiche einbeziehende Redeweise, die nach eigenen, im Verlauf der Geschichte durch nachbar-mundartliche und hochsprachliche Einflüsse entwickelten Sprachnormen von einem großen heimatgebundene Personenkreis in bestimmten Sprechsituationen gesprochen wird (Sowinski 1970: 180).

Diese Sprachnorm sollte, wie man es erhoffte, die etymologischen bzw. sprachgeschichtlichen Fragen der damaligen Wissenschaft idealerweise beantworten.

Mit der erhöhten Mobilität der Bevölkerung und der steigenden Dynamik im dialektalen Bereich wurde nach einem Erklärungsmodell für die neuen Sprachphänomene gesucht, sodass man schließlich zum Modell des Sprachkontinuums gelangt war (vgl. Wiesinger 2011: 5–6), welches bereits bei traditionellen Dialektforschern, wie Kranzmayer oder Steinhauser, ansatzweise vorhanden war. Auch ein zunehmend international geprägtes Verständnis des „Dialekt“-Begriffes, welches zwischen Dialekt, Soziolekt und Idiolekt differenzierte, beeinflusste den Untersuchungsfokus im deutschsprachigen Raum. Das wissenschaftliche Interesse galt nun auch

der Frage, wieso und wie es zu solchen Unterschieden in der Sprechweise kommt und in späterer Folge auch, welche sozialpolitischen oder andere Ursachen damit zusammenhängen.

7.2 Merkmale der soziolinguistischen Dialektologie

Als Anstoß für einen Übergang zur korrelativen Soziolinguistik diente in den 1960er Jahren die Veröffentlichung der UNESCO Studie, welcher zufolge soziale Mobilität und Chancen im Bereich der Bildung mit der Sprache korrelierten, was dann auch von der Dialektologie theoretisch in den 1970ern aufgegriffen wurde. In diesen Jahren setzt man sich mit dem Thema der Aufstiegschancen bei sozialer Ungleichheit und der Rolle der Sprache auch empirisch auseinander (vgl. Löffler 2016: 19–21). Aber auch die Stigmatisierung des sprachlichen „Nonstandards“ und die Anpassung an die sprachlichen Normen der Prestigevarietät wurden vor allem nach den Untersuchungen von Labov, dem Begründer der modernen Soziolinguistik, thematisiert (vgl. Hoffmann 2010: 359). Seinen Ergebnissen zufolge wurden die Merkmale der angesehenen Varietäten (im US-Kontext war es das postvokale [r]) vor allem von den Angehörigen der Mittelschicht überbetont. Dieses Phänomen bezeichnete er dann schließlich als *Hyperkorrektur*, im Sinne einer übermäßigen Anpassung an eine bestimmte Varietät (vgl. Rothstein 2011: 80). Labovs Theorien fanden somit Anklang und sein theoretischer Zugang wurde für andere Settings auch in Deutschland und Österreich übernommen, um u. a. auf bildungspolitische und sozio-politische Debatte Einfluss zu nehmen. Da die UNESCO-Studie für Deutschland eine negative Bilanz zog, bei der sich herausstellte, dass die Sprachunterschiede eine besonders verheerende Wirkung auf die soziale Mobilität haben sollten, setzte man sich auch im deutschsprachigen Raum mit diesen Ergebnissen unter anderem soziolinguistisch auseinander.

Die Schwerpunkte waren dabei die Pragmatik und die Kommunikation. Während die Ergebnisse der klassischen areallinguistischen Dialektologie davon ausgingen, dass die Mundarten grundsätzlich homogen sind, kamen die Forscher der neuen Generation allmählich zu der Erkenntnis, dass diese sehr wohl kontextgebunden heterogen seien (vgl. Löffler 2016: 18–90). Man machte nun die Unterscheidung zwischen Sprachvarianten in Abhängigkeit mit verschiedenen Variablen, wie beruflichen, sozialen, gesellschaftlichen und anderen Zusammenhängen und Hintergründen (vgl. Löffler 2016: 79). Man erkannte, dass diese Variablen eigene Sprachvariationen in Bezug auf soziologische Aspekte, sogenannte Soziolekte oder *speech variants*, determinierten (vgl. Löffler 2016: 79). Darüber hinaus sah man die Verbindung zwischen den sogenannten Sprachcodes und der kommunikativen Situation, in welcher diese verwendet wurden. In diesem Falle handelte es sich um den situativen Kontext (vgl. Niebaum 2014: 203). Das heißt, was die Vertreter der traditionellen Dialektologie, wie Kranzmayr, anhand des Wienerischen bereits in der Nachkriegszeit ansatzweise andeutete, wurde nun zu einem eigenen breiten Forschungsfeld des „Code-Switchings“ bzw. „shiftings“ für die korrelative Soziolinguistik (Löffler 2016: 126 und 141). Die Sprachvariation und die Merkmale, welche die Varietäten aufwiesen, wurden als ein Mittel der Identifikation mit einer oder mehreren bestimmen Gruppen angesehen. Auch der fremdsprachliche Einfluss, z. B. von Migrantengruppen, wurde nun nicht als ein Störfaktor für die „echte Mundart“ eingestuft, sondern als eine Quelle neuer Varietäten und Mischformen, wie Pidgins (vgl. Löffler 2016: 159–161).

Die induktive Ausrichtung der Dialektologie fand mit der Entwicklung der korrelativen Soziolinguistik und ihren modernen empirischen Methoden allmählich ein Ende. Den empirischen Erhebungen und Analysen wurde nun mehr Bedeutung für den epistemischen Prozess eingeräumt. Durch die Zunahme der technischen Möglichkeiten, wie der Computerverarbeitung der Daten, den Aufnahmegeräten und Medien sowie der Erhöhung der qualitativen und quantitativen Gütekriterien bei linguistischen, oder im Allgemeinen geisteswissenschaftlichen, Studien, versuchte man zu verlässlichen

empirische Daten zu gelangen, sodass die deduktive Methode der Erkenntnisgewinnung in den Vordergrund rückte. Dies bedeutete jedoch nicht, dass die Theorie dem Positivismus wich, sondern, dass die Verflechtung aus Theorie und Empirie sich als gewinnbringend erwies und in Kombination eingesetzt werden sollte:

Contemporary social theorists carry less methodological baggage than researchers who work with intricate and time-consuming empirical methodologies. As a result they tend to „get there“ earlier, to discover important new social, political and cultural phenomena ahead of researchers who work within more circumscribed disciplines (Van Leeuwen 2005: 11).

Anders ausgedrückt, in der soziolinguistischen Tradition waren und sind sowohl quantitative als auch qualitative Methoden von Bedeutung.

7.3 Ideologische Verortung

Wenn man die ideologischen bzw. politischen Hintergründe bzw. die dominanten Denkströmungen der 1960er Jahre, also in der Zeit der Entstehung des soziolinguistischen Diskurses, betrachtet, dann wird vor allem die Dominanz der kritischen Theorie im deutschsprachigen Raum sichtbar. Diese hinterließ deutliche Spuren bis zum Ende des Jahrhunderts (vgl. Yamashita / Noro 2004: 168). Analysen mit einem besonderen Augenmerk auf die Klassenunterschiede sind daher eine häufige Erscheinung in den soziolinguistischen Untersuchungen nicht nur des Wienerischen, sondern vieler renommierten Geisteswissenschaftler_innen, wie Wodak, Trudgill, Bernstein oder Halliday, ab den 1960er Jahren. Die wichtigste Prämisse laut kritischer Diskurstheorie ist, dass Hierarchie und Machtverhältnisse darüber entscheiden, wie die Regel für die Kommunikation und der Verlauf der Kommunikation zustande kommen. Darüber hinaus sind die hegemonialen gesellschaftlichen Verhältnisse dafür verantwortlich, dass manche vom Diskurs ausgeschlossen oder diskursiv eingeschränkt werden. Dies kann beispielsweise durch die Weitergabe mancher Codes oder Varietäten oder Ausschluss vom Erwerb anderer Sprachformen geschehen (vgl. Trudgill 2004: 1290). Codes sind anhand ihrer semantischen, phonetischen oder grammatikalischen Merkmale erkennbar (vgl. Trudgill 2004: 1291). Aber

auch die kommunikativen und pragmatischen Elemente sind bei der Unterscheidung derselben entscheidend: Inwiefern kann der Sprecher / die Sprecherin sich mitteilen und inwieweit werden die Kommunikationsabsichten/-modalitäten (wie z. B. Höflichkeitsregeln) berücksichtigt. Diese „kritische Linguistik“ überschritt die Grenzen zwischen Soziologie und den Sprachwissenschaften (vgl. Coupland 2016: 10) und eröffnete weitere Untersuchungsfelder, die mit der postmodernen Weiterentwicklung der Sozial- und Geisteswissenschaften zusammenhingen: Postkolonialismus, feministische Theorie u.

a. Diese Verflechtungen mit anderen Wissenschaftsbereichen resultierten in einem hohen Grad an Interdisziplinarität (vgl. Coupland 2016: 11).

Ein deutliches Beispiel für die ideologische Ausrichtung der kritisch orientierten Varietätenlinguistik sind die Studien von Bernstein, in denen er die Verwendung der *restringierten* bzw. *elaborierten* Codes bei Kindern unterschiedlicher sozialer Herkunft untersucht. Der Hauptfokus liegt auf der Frage, wie sich die Klassenunterschiede auf die Sprache auswirken könnten. Der *elaborierte* Code, die Sprechweise der weißen Mittel-/Oberschicht, wies unter anderem Merkmale wie komplexere syntaktische Strukturen, Verwendung von differenzierten Konjunktionen, Adjektiven, Adverbien, Verb-Erweiterungen und ein reichhaltigeres Vokabular (vgl. Löffler 2016: 157) auf, welche in der Sprechweise der „benachteiligten“ Kinder fehlten. Solche Unterschiede wurden dann mit den Erfolgen oder Misserfolgen im zukünftigen Leben oder der Karriere in Zusammenhang gebracht (vgl. Turner 2003: 142). Diese Betrachtungsweise ging hauptsächlich aus der Überzeugung hervor, dass manche Codes oder Sprachvariationen defizitär sind (vgl. Adykylos 2007: 50). Diese und ähnliche Positionen eröffneten eine Diskussion darüber, ob es so etwas wie „defizitäre“ Sprachcodes gibt. Sowohl im angelsächsischen als auch im deutschsprachigen Raum entgegneten Theoretiker wie Labov, dass es keine *restringierten* Varietäten, sondern lediglich sogenannte Subcodes gäbe (vgl. Löffler 2016: 158). Darüber hinaus wandte Labov ein, dass „nicht das Sprachverhalten der Kinder, sondern eher die Sprachkenntnisse der Theoretiker mangelhaft sind.“ (Löffler

2016: 158). Man wollte damit vermitteln, dass Varietäten der „Unterschicht“ keine mangelhafte Varianten der Standardsprache, sondern eigene Sprachformen seien, die mit den anderen Codes gleichwertig sind (vgl. Löffler 2016: 157–158). Der Widerstand gegenüber Bernsteins Ergebnissen vonseiten Labovs, der die Sprechweise in den US-Städten untersuchte und die schwarzen InformantInnen mit sogenannten „Defiziten“ in Verbindung gebracht hat, ist vor allem aus dem Hintergrund der Rassismus-Debatte nachvollziehbar. Solche und ähnliche Fragen eröffneten einen entsprechenden wissenschaftlichen Diskurs. Auch wenn Bernsteins Argumentation nicht auf dieselbe Art und Weise fortgesetzt wurde, gab es dennoch weitere linguistische Forschungsarbeiten zum Thema Prestige und Stigmatisierung, unter anderem im deutschsprachlichen Raum auch über das Wienerische oder die Migrantensprache, bei denen man herauszufinden versuchte, wieso manche Varietäten geringeres Ansehen genossen (vgl. Löffler 2016: 157–161). Sprache wurde somit allmählich zu einem Unterscheidungsmerkmal, welches mit anderen Faktoren wie sozialer Schicht, Geschlecht, Bildung etc. korrelierte und somit auch mit Herrschaftsverhältnissen in der Gesellschaft verknüpft war.

Dieser ideologiegeladene wissenschaftliche Diskurs wurde andererseits von politischer Correctness begleitet, welche infolge der beginnenden Bewältigung der NS-Vergangenheit auch damit zusammenhing, dass manche Begrifflichkeiten vermieden wurden. So haben manche Theoretiker auf bewusste oder unbewusste Weise völkisch anmutende Bezeichnungen der großen dialektalen Areale, wie *Bairisch*, *Sächsisch*, *Fränkisch*, *Alemannisch* ersetzt. Diese Namen hatten ihren Ursprung in der Völkerwanderung (vgl. Löffler 2003: 124). Die veralteten Begriffe aus der Zeit der klassischen Dialektologie wurden nun aus einer ahistorischen, deskriptiv-linguistischen Perspektive unter Sammelbezeichnungen wie *West-Mitteldeutsch* zusammengefasst (vgl. Löffler 2003: 124). Somit wurde nicht nur Begriffen aus dem klassischen dialektologischen Paradigma ausgewichen, welche im

deutschsprachigen Raum ideologisch belastete Termini beinhalteten, sondern es wurden auch manche areallinguistischen Debatten durch diese neutraleren Namen beendet.

In den folgenden vier Kapiteln werden wieder ausgewählte Werke zum Wienerischen von Wodak, Dressler, Wiesinger und Moosmüller als Beispiele der einschlägigen Forschung ab der Entstehung bzw. in der Blütezeit der korrelativen Soziolinguistik von den 1980ern bis zum Ende des zwanzigsten Jahrhunderts untersucht.

8. Werke der korrelativen Soziolinguistik

8.1 Dressler/Wodak (1982): *Sociophonological Methods in the Study of Sociolinguistic Variation in Viennese German*

8.1.1 Methodisches Vorgehen

Die methodische Vorgehensweise unterscheidet sich radikal vom traditionellen dialektologischen Zugang. Die Autor_innen gehen auf die Wahl der Untersuchungsmethoden im Werk explizit ein und sprechen auch die wissenschaftlichen Debatten an, die sie dazu bewogen haben, eine Datenerhebung sowie ihre Analyse auf eine interdisziplinäre und multimethodische Weise durchzuführen (vgl. Dressler/Wodak 1982: 356). Es vorausgesetzt, dass die soziale Wirklichkeit mit der sprachlichen verbunden ist und sich auf diese auswirkt:

While we acknowledge that direct correlations between linguistic variables, such as phonological styles (or style switches) or input switches and macrosociological categories such as social strata, age groups, sex, and so forth, may be highly significant, such investigations remain at a rather superficial descriptive level (Dressler/Wodak 1982: 352)

Die Forscher_innen wollen jedoch über eine bloße Korrelation zwischen sozialen und phonologischen Variablen hinausgehen und auch die psychologischen Faktoren in ihre Untersuchung miteinschließen, um herauszufinden, wieso diese Wechselwirkung überhaupt möglich sei:

We have been more interested in trying to explain why individuals or social groups employ certain phonological variables in specific context, that is, we have been aiming at psychological reality (Dressler/Wodak 1982: 352).

Dies zwingt folglich zu einer breiteren Palette an Untersuchungsmethoden als beim klassischen dialektologischen Paradigma und zu einer engeren Zusammenarbeit mit anderen Disziplinen, wie z. B. der Soziopsychologie (vgl. Dressler/Wodak 1982: 356). Ihre Forschungsbemühungen verbinden Dressler und Wodak daher mit der intensiveren Berücksichtigung Derselben sowie der Gesprächssituation (vgl. Dressler/Wodak 1982: 339), so dass die Forschung zur deutschen Sprache in Wien nun auf einer radikal anderen methodologischen und theoretischen Grundlage als in der Nachkriegszeit operierte bzw. wie es die Anhänger der klassischen philologischen Dialektologie taten.

Bei der folgend fokussierten Untersuchung wurde die Sprache der Angeklagten vor Wiener Gerichten aufgenommen, wobei Dresslers und Wodaks (1982: 358) Datenerhebung und Datenanalyse auf folgenden Prinzipien und Methoden aufgebaut waren:

- 1) Auch die Selbsteinschätzung der Probanden fließt nun in die Analyse ein und dies ist aufgrund der technischen Möglichkeiten (Tonbandaufnahmen) möglich.
- 2) Extralinguistisches Verhalten wird im Zusammenhang mit soziologischen und psychologischen Variablen und Hypothesen bewertet.
- 3) Es wird sowohl die hermeneutische als auch qualitative bzw. quantitative Auswertungsmethode angewendet, um die Ergebnisse auch auf vielfältige Weisen interpretieren zu können.

So wie im Falle des traditionellen dialektologischen Paradigma zeichnen sich auch in diesem Text bereits Übergänge ab zur nächsten, konstruktivistischen Etappe im wissenschaftlichen Diskurs rund um das Wienerische. Die Forscher_innen geben zum Beispiel auch zu, dass manche „inhärenten Variationen“, d.h. individuelle Abweichungen, in der Aussprache manchmal „unerklärlich“ sind und mit soziologischen oder anderen Variablen zusammenhängen, die nicht immer bekannt sind (vgl. Dressler/Wodak 1982: 354), was ihren Erkenntnissen eine bestimmte Relativität verleiht und bereits Tendenzen zum Konstruktivismus aufweist.

Dressler und Wodak (1982: 357) versuchen beides, Empirie und Theorie zu verbinden:

Nowadays, we know that one cannot separate theory and empirical research completely, that no research can be done without the values and attitudes of the researchers coming into it.

Sie versuchen nicht zu verbergen, dass die eigenen Urteile immer ein Teil der Ergebnisse vor allem in Geisteswissenschaften seien, ohne dass auch die Naturwissenschaften davon gefeit sind (vgl. Dressler/Wodak 1982: 356). Damit die Analyse der sozialen und sprachlichen Wirklichkeit möglichst vollständig ist, muss somit eine Vielzahl von Methoden zur Anwendung kommen:

More than one method has to be used to get a reliable picture of reality (interviews, fieldwork, participant observation, questionnaires, etc). Only this guarantees the possibility of confronting self- and other-assessment. (Dressler/Wodak 1982: 357)

Diese komplexen Verfahren sind auf das Ziel gerichtet, ein möglichst vollständiges und daher objektives Bild der Wirklichkeit zu konstruieren. Somit sind eine subjektive Beurteilung der Phänomene und eine Affektion bzw. Ablehnung des Untersuchungsgegenstandes keine wünschenswerten Begleiter der Erkenntnisprozesse. Diese sind jedoch zugegebenermaßen ein automatisches Nebenprodukt der Wissenschaft (vgl. Dressler/Wodak 1982: 357), welches Dressler und Wodak allerdings in ihrer Beschreibung des Wienerischen auszuklammern. Zusammengefasst, man kann aus der Perspektive der Verfasser_innen dieses Textes nicht komplett objektiv blei-

ben: Die persönlichen Wertungen beeinflussen das Ergebnis. Dennoch unterstreichen die Autor_innen ihre Bemühung um möglichst sachliche (also „objektive“) Erhebung und Auswertung der Daten und beurteilen Wienerisch somit nicht auf eine persönliche Art und Weise.

Zusammenfassend gesagt, der Gebrauch des Wienerischen wird in diesem Werk mehrheitlich aus der Perspektive der korrelativen Soziallinguistik ohne bemerkbarer Einflüsse der klassischen dialektologischen Schule untersucht. Es zeigen sich Überschneidungen mit dem konstruktivistischen Ansatz, vor allem wenn es um die volitionale Veränderung der Sprechweise geht, die von extralinguistischen sprachpsychologischen Erklärungsmuster abweicht.

8.1.2 Verhältnis zwischen extralinguistischer Realität und Dialekt

Wodak und Dressler kommen infolge ihrer Untersuchung zur Erkenntnis, dass die soziale Herkunft, das Stressniveau und die Selbstsicherheit der Sprecher_innen einen Einfluss auf ihre Reaktion und das sprachliche Verhalten haben. Je nach sozialer Schicht tendierten die InformantInnen demzufolge zu einer bestimmten Aussprache.

Dressler/Wodak (1982: 362) identifizierten folgende Fälle: Während die Angeklagten aus der Mittelschicht durchgehend den selben Stil beibehielten und mit der Stresssituation umgehen konnten, ohne zwischen Varietäten zu wechseln, waren die Arbeiter viel unsicherer und verwendeten abwechselnd Varianten entweder aus der Standardsprache oder aus dem Dialekt. Die sogenannte „lower middle class“, die untere Mittelschicht, wiesen eine Mischung von Variationen auf, da sie mit einer besonders unsicheren Sachlage konfrontiert waren, die sie teilweise zu Hyperkorrektur zwang, ihr Sprachstil war daher am variabelsten. Die bereits einmal verurteilten Angeklagten waren am stabilsten in ihrer Sprachwahl, da sie schon in der Vergangenheit mit derselben Situation konfrontiert worden waren und immer beim Dialekt blieben.

Somit hängt nach Dressler/Wodak (1982: 362) die Sprachwahl mit dem Stresslevel, der Unsicherheit der Informant_innen sowie mit der Stigmatisierung der jeweiligen Variation zusammen, so wie es sich auch bei Untersuchungen von Labov in den 1960ern gezeigt hat. Je gewöhnlicher die Situation für die Testpersonen war, desto wahrscheinlicher war es, dass sie auf die stigmatisierten Formen verzichteten und vice versa.

Diese Sicherheit konnte sowohl durch die Vertrautheit mit der Sachlage als auch durch die Aggressivität bzw. die Empathie des Gesprächspartners, in diesem Fall des Richters, beeinflusst werden.

Zusammenfassend lässt sich sagen, die Autor_innen kommen in diesem Werk zum Ergebnis, dass nicht nur die sozialen, sondern auch die situativen und psychologischen Variablen eine Rolle bei der Realisierung der sprachlichen Varianten spielen. Die Sprache variiert im Zusammenhang mit dem psychosozialen Umfeld des Individuums, aber auch mit dessen eigener Disposition.

8.1.3 Fluidität des Dialektbegriffes

Die Konzeption des „echten“ Wienerischen als eine einzige monolithische Struktur innerhalb des Sprachkontinuums wird durch ein Konzept der sogenannten „input switches“ (Dressler/Wodak 1982: 347) oder „Korrespondenzregeln“, wie sie von Auer (1993: 8) benannt werden, ersetzt. Diese sind semantische Entsprechungen zwischen der Standardsprache und dem Dialekt, auch wenn keine regelhaften Ableitungen zwischen beiden existieren und neben einer dialektalen Variante eines Wortes wie z. B. *Baum* [ba:m] auch eine andere nämlich [bɔ:m] existieren kann. Die Entstehung dieser parallel bestehenden Formen ist nicht immer auf phonologische Prozesse wie Monophthongierung zurückzuführen, und die Prozesse verlaufen manchmal willkürlich (vgl. Dressler/Wodak 1982: 348).

Neben diverser Ausprägungen dialektaler Ausdrücke, die zeitgleich in derselben Varietät existieren, wird aber sowohl die Standardsprache als auch der Dialekt von denselben Personen verwendet, sodass das Modell der Zweisprachigkeit, oder *bidialectism*, als ein Erklärungsmodell herangezogen wird (vgl. Dressler/Wodak 1982: 349). Das heißt im Unterschied zum klassischen „Schichtenkonzept“ werden manche Formen, wie der Jargon, gar nicht mehr als ein Teil der sprachlichen Wirklichkeit beschrieben, und das linguistische Geschehen spielt sich in Abhängigkeit von extralinguistischen Faktoren hauptsächlich zwischen zwei Polen – Dialekt und Hochsprache. Das strukturalistische dialektologische Konzept, bei dem für jede Varietäten (Bühnensprache, österreichische Standardsprache, Umgangssprache, regionale Verkehrssprache, Halbmundart, Vollmundart) (vgl. Dressler/Wodak 1982: 341)² ein eigenes phonemisches Modell stehen muss, wird aufgrund einer Vielzahl der Allophone des gleichen Phonems und folglich seiner Komplexität verworfen. Stattdessen werden zwei Variationen des österreichischen Deutsch angenommen. Darin wird *Wienerisch* einfach als Dialekt oder Mundart beschrieben (vgl. Dressler/Wodak 1982: 342). Dieses steht dem so genannten *SAG* (*Standard Austrian German*) – oder *Standardsprache* gegenüber, welche dann als die Hochsprache bezeichnet wird:

Hochdeutsch 'high German' or *nach der Schrift reden* 'to talk according to writing' or *schön sprechen* 'to speak beautifully' [is] (a norm many mothers or grandmothers want to impose on children who should not use dialectal forms). This intended level corresponds to Standard Austrian German (SAG) or a high colloquial register.

Diese Beschreibung entbehrt zwar einer klaren Abgrenzung zur Bühnensprache, die eher an das Norddeutsche erinnert (Dressler/Wodak 1982: 342), oder einer genauen Definition vom oder Unterscheidung zum Dialekt, wird aber nicht per se direkt von den Autor_innen bewertet.

² Dressler/Wodak beschreiben diese als „'Bühnensprache', Standard Austrian German (SAG), higher colloquial usage, regional dialect, semidialect ('Halbmundart') and pure dialect ('Vollmundart').“

8.1.4 Affektive Bindung an den Untersuchungsgegenstand und methodisches Vorgehen

Während sich die Distanz oder Nähe zum Untersuchungsgegenstand bei Autoren wie Steinhauser und Kranzmayer anhand von Pronomen oder wertenden Begrifflichkeiten wie *echt* oder *unverfälscht* äußert und über dieses Verhältnis zum Forschungsobjekt keine Reflexion vorhanden war, gehen Dressler und Wodak explizit auf diese Problematik ein. Die Autor_innen wollen sich nicht als Teil des „Positivismusstreites“ in den Sozial- und Geisteswissenschaften sehen und stellen sich sowohl gegen die „ethnographische“ als auch gegen die rein empirische Methode (vgl. Dressler/Wodak 1982: 356): Der Positivismus richtete sich unter anderem gegen die klassische philologische Herangehensweise, weil sie zur Übergeneralisierung vereinzelter Phänomene tendiert und eigene, teilweise ideologisch motivierte Wertungen in die Interpretation der sprachlichen Funde miteinfließen lässt (vgl. Knobloch 2005: 47–48). Die traditionelle philologische Herangehensweise behandelte Empirie lediglich als Mittel zum Zweck. Oftmals war das Ziel letzten Endes, eigene persönliche oder politisch motivierte Meinung auszudrücken, sodass man sich offenkundig subjektiver Ausdrücke bediente. Der vorliegend analysierte Text kann als ein Gegenteil dieses Zugangs gewertet werden, da man kein einziges auf die Autor_innen bezogenes Pronomen wie *unser* oder nur vereinzelt subjektiv gefärbte Adjektive findet. Ein Beispiel für die Letzteren ist *schön Sprechen* bei der Beschreibung des Hochdeutschen. Dabei beruft man sich allerdings auf soziale Normen, die meist von den Eltern vermittelt werden.

8.2 Wodak (1985): *Aspekte des schicht-, geschlechts- und generationsspezifischen Lautwandels in Wien*

In diesem Artikel geht es um die Klärung des Verhältnisses zwischen Sprache und Generationsbeziehungen bzw. Alter. Im Speziellen geht die Autorin darauf ein, wie sich die Familiensituation auf die Haltungen der Befrag-

ten auswirkt und wie sich diese Faktoren im sprachlichen Verhalten widerspiegeln. Wodak bemüht sich somit einerseits die familiäre Lage (Familienstatus, Anzahl der Geschwister, Mutter-Tochter- bzw. Mutter-Sohn-Beziehung) sowie soziale Kriterien wie (Alter, Schicht, berufliche Laufbahn, Bildung und finanzielle Situation) zu berücksichtigen, andererseits schließt sie situationsbedingte psychologische Einflüsse mit ein. Sie kommt zum Ergebnis, dass viele dieser Faktoren mit den Empfindungen der Sprecher_innen zusammenhängen und in diesem Zusammenhang Veränderungen der Sprache feststellbar sind.

Während bei den Müttern der Erziehungsstil, die Schicht sowie die Berufstätigkeit mit der Verwendung dialektaler Ausdrücke positiv korreliert, sind Töchter nicht immer dieser Tendenz unterworfen. Bei einem neutralen Thema, wie beim Kennenlernen, sind die Töchter „liberaler“ Mütter viel offener dem Dialekt gegenüber. Wodak (1985: 207) führt dies darauf zurück, dass in solchen Familien dialektale Ausdrücke weniger tabuisiert werden. Vor allem in der unteren Mittelschicht, bei der man konfliktreichere Verhältnisse feststellt, versuchen sich die Heranwachsenden sprachlich von der Elterngeneration zu unterscheiden, wenn sie sich jedoch, z. B. aufgrund von Benachteiligung, miteinander identifizieren können, dann entstehen auch ähnliche Sprachmuster zwischen den Eltern und Kindern (Wodak 1985: 207–208).

8.2.1 Verhältnis zwischen extralinguistischer Realität und Dialekt

Eines der linguistisch relevanten Ergebnisse der Studie ist, dass die nicht-berufstätigen Frauen sprachlich mehr Unsicherheit zum Ausdruck brachten. Dies stellt Wodak (1985: 198) an der Verwendung von bestimmten Partikeln fest, da dieses Spezifikum, wie sie es definiert, „oft als Indikator für ‚typisch weibliches Verhalten‘“ eingestuft werde. Auch der Gebrauch bestimmter Adjektive wird mit dem Gefühlsausdruck in Verbindung gebracht (Wodak 1985: 209 und 201) und wirkt als ein Dialektersatz. Dabei geht es um das Code-Switching in unsicheren Situationen, welches bereits in den

anderen Studien festgestellt wurde (vgl. Dressler/Wodak, 1982). Darüber hinaus wird die Frage geklärt, inwiefern das sprachliche Verhalten der Mütter von den Töchtern bzw. den Söhnen übernommen wird, diese Frage wird aus der soziophonologischen Perspektive betrachtet. Wodak kommt zum Ergebnis, dass aufgrund fehlender Ambivalenz zwischen Müttern und Söhnen keine großen Unterschiede im Sprachstil feststellbar sind. Töchter sind hingegen viel mehr darum bemüht, sich zu verselbständigen, was sich auch sprachlich äußert (vgl. Wodak 1985: 205). Die Autorin führt dies darauf zurück, dass man dadurch die eigene Herkunft verleugnen möchte, unabhängig davon, ob die Heranwachsende sozial auf- oder absteigt. Labovs Verständnis von Hyperkorrektur kann daher nicht auf alle sozial-psychologischen Situationen umgelegt werden, wie man dies z. B. anhand dieser Studie sieht. Die Hypothese, dass die Jugend weniger formell als ihre Eltern spricht, wie man vor der Auswertung angenommen hat, wurde daher nicht bestätigt.

Psychologischen Aspekten wird auch dahingehend Rechnung getragen, dass die Selbst- und Fremdwahrnehmung der Probanden ebenso berücksichtigt wird. Je nachdem, ob die Mütter sich als attraktiv einschätzen oder nicht, folgen die Töchter ihrem Beispiel. Ähnlich verhielt es sich mit der Sprache, je besser die Beziehung zwischen beiden war, desto positiver korrelierte die Sprechweise eines Mutter-Tochter-Paars. So macht man den sprachlichen Ausdruck der Töchter sowohl von der Beziehung zur Mutter / zum Vater abhängig als auch vom Verhältnis zwischen der Großmutter und Mutter, da diese wiederum die Bindung zwischen den Kindern und Eltern beeinflusst (Wodak 1985: 199). Sprachphonologisch können daher Korrelationen zwischen den Stilen von Mutter und Tochter entstehen, wenn die Beziehung zum Vater problematisch sei, da ein gutes Mutter-Tochter-Verhältnis dies kompensiert (vgl. Wodak 1985: 208).

8.2.2 Fluidität des Dialektbegriffes

Das Standard-Dialekt-Kontinuum wird in diesem Artikel nicht thematisiert, sondern nur drei dialektale Merkmale, *input switches*, werden bei der Untersuchung herangezogen:

- a) a → ɔ – wie in [lɔnd] und [ɔ: βɐ] (*Land, aber*)
- b) i → e (Vokalisierung) [ɔɛso] und [foɛ] (*also, Fall*)

Die Frage ist, inwiefern und ob diese in der Ober- und Mittelschicht als „stigmatisiert“ geltenden Elemente in der Sprache der Frauen jüngerer und älterer Generationen realisiert werden (vgl. Wodak 1985: 204). Zu all den Faktoren, die die Sprechweise und der Einsatz des Dialekts beeinflussen, kommen bei Wodaks (1985: 205) Beobachtungen auch noch die sprachlichen Familienstile dazu, diese müssen nicht mit den Schichtsprache-Variablen korrelieren.

Die Autorin nimmt bei den meisten ihrer Untersuchungen an, dass es insgesamt mehrere verschiedene Sprachstile gibt. Bei dieser spezifischen Untersuchung geht sie von der Existenz fünf verschiedener Sprechstile aus – „neutral“, „lässig“, „emotional I-III“ – welche der jeweiligen Frage oder dem Thema zugeordnet sind. Zum Beispiel nimmt man an, dass man den lässigen Stil auswählt, wenn man über die eigene Freizeitgestaltung redet, oder man spricht auf eine neutrale Art und Weise, wenn man sich selbst am Anfang des Interviews vorstellt etc. (vgl. Wodak 1985: 203). In diesem Sinne ist die Konzeption des Dialekts oder der Sprechweise eine sehr fluide. Der Dialekt bzw. der Einsatz der dialektalen Elemente werden mit einer Vielzahl an Variablen verknüpft.

8.2.3 Affektive Bindung an den Untersuchungsgegenstand

Die Ergebnisse deuten darauf hin, dass der Dialekt als ein Unsicherheitsmarker fungieren kann, wie es in der weiter oben analysierten Studie mit Dressler festgestellt wurde. Dies wird neutral und sachlich beschrieben. Die

Kategorie „Affektive Bindung“ ist so wie in Dressler/Wodak (1982) nicht ausgeprägt. Dialektale Merkmale werden wieder nur abstrakt als *input switches* bezeichnet (Wodak 1985: 204). Bezeichnend ist lediglich, dass man ihnen per se eine Stigmatisierung in oberen Schichten zuschreibt, auch wenn explizite Bewertungen durch Sprecher_innen fehlen. Die Autorin schätzt die Äußerungen jedoch sonst nicht persönlich ein, sondern nimmt an, dass diese manches Mal, wie im Falle der konfliktreichen familiären Beziehungen, als Zeichen der jugendlichen Rebellion gewertet werden können (vgl. Wodak 1985: 207–208). Der Sprachstil kann daher eine emanzipatorische Wirkung entfalten oder umgekehrt auf eine latente gemeinsame Identifikation hindeuten. Für die Beschreibung des Dialekts werden neutrale Ausdrücke verwendet, auch wenn die Funktion der *input switches* von den Sprecher_innen selbst negativ oder positiv konnotiert wird.

8.2.4 Methodisches Vorgehen

Die Studie konzentriert sich hauptsächlich auf phonetische Untersuchungen der Sprechweisen von 30 Mutter-Tochter-Paaren und kommt zum Ergebnis, dass es auch syntaktische und stilistische Schichtunterschiede gibt. Da die Probandenanzahl gering ist, wird eine „Vielzahl an statistischen Verfahren“ durchgeführt, darunter der Wilcoxon-Test und andere, um Abhängigkeiten zwischen sozialen und sprachlichen Parametern feststellen zu können.

Wodaks Sichtweise auf das wechselwirkende Verhältnis zwischen der sprachlichen und extralinguistischen Wirklichkeit wird aber auch bei dieser Studie vom psychoanalytischen Denkmodell beeinflusst. Es werden nicht nur mögliche psychologische Konflikte zwischen den Familienmitgliedern analysiert, sondern auch tiefenpsychologische Strukturen in Betracht gezogen. Die Psychoanalyse geht davon aus, dass die Entwicklung des Kindes von einem „strukturell notwendigen Trennungskonflikt“ begleitet wird (Wodak 1985: 193). Der Elektra-Komplex wird zwar nicht explizit beschrieben, die Bestrebung sich vom gleichgeschlechtlichen Elternteil emotional zu

emanzipieren und die damit verbundenen psychischen Veränderungen werden so wie in der Freud'schen Tradition jedoch angenommen. Tiefenpsychologische Typologie eruiert die Autorin hingegen anhand von Gieß-Skalen in Kombination mit Muttertypen (welche im Clusterverfahren festgestellt werden) (vgl. Wodak 1985: 205).

Aber nicht nur die Psychoanalyse spielt bei der Interpretation der Ergebnisse eine Rolle, sondern auch der feministische Ansatz. Auch wenn es nicht im Zentrum des linguistischen Forschungsinteresses ist, kommt Wodak beispielsweise zum Ergebnis, dass „attraktive Mütter“³ hauptsächlich berufstätig seien (vgl. Wodak 1985: 200). Da es sehr viele Variablen sind, die bei dieser Untersuchung unter die Lupe genommen werden, kommt der Zusammenhang zwischen der Berufstätigkeit und der Sprache der Frauen nicht sehr klar zum Ausdruck, es wird aber deutlich, dass jene doch einen Einfluss hat, so sprechen außer Haus arbeitende Informantinnen „formaler“ als Hausfrauen (vgl. Wodak 1985: 204).

Zusammenfassend kann man diesen Aufsatz als eine psycholinguistische Studie mit sozialwissenschaftlichen Elementen bezeichnen, da es vor allem darum geht herauszufinden, welchen Einfluss die familiären Konflikte, Situationen etc. auf das Sprachverhalten der Töchter haben. Zusätzlich spielt auch die feministische Tradition eine Rolle, da man u. a. den Einfluss der Berufstätigkeit auf die Empfindungen und daher das Sprachverhalten untersucht.

8.3 Moosmüller (1988): *Dialekt ist nicht gleich Dialekt: Spracheinschätzung in Wien*

In diesem Aufsatz untersucht Moosmüller die Einstellung unterschiedlicher Schichten zum Wienerischen und inwieweit sich die dialektale Ausdruck-

³ Sie empfinden sich ihren eigenen Angaben nach als solche.

weise auf die Stereotypisierung der Sprecher_innen auswirkt. Auf Basis einer quantitativen Untersuchung stellt die Autorin fest, dass es eine soziale Diskriminierung vom Dialekt gibt und dass die suprasegmentalen Faktoren ebenso bei der Einschätzung der Sprechweise mitwirken (vgl. Moosmüller 1988: 76). Die Haupteckenerkenntnis ist, dass die Repräsentanten aller Schichten dieselben oder ähnlichen sprachlichen Erwartungen an die jeweiligen Berufsgruppen haben, keiner ist daher von Stereotypen gefeit.

8.3.1 Verhältnis zwischen extralinguistischer Realität und Dialekt

Moosmüller geht davon aus, dass die Wertung des sprachlichen Ausdrucks nicht primär mit linguistischen Kategorien zusammenhängt, sondern primär eine Beurteilung der Sprecher_innen sei:

[D]ie „unterschichtige Färbung“ richtet sich gegen den Sprachgebrauch einer sozialen Schicht, gleichgültig, welche phonologischen, morphologischen, syntaktischen oder lexikalischen Eigenheiten diese Sprachvarietät aufweist. Die Bewertung dieses Soziolekts deckt sich mit der stereotypen Bewertung von Angehörigen niederer sozialer Schichten: „ungebildet“, „primitiv“ (Moosmüller 1988: 57).

Auf welcher Grundlage diese Bewertungen zustande kommen, darauf wird nicht explizit eingegangen. Dennoch sieht man anhand der Umfrageergebnisse, dass der Dialekt in der Bundeshauptstadt vor allem von der Unterschicht bzw. der unteren Mittelschicht positiv eingeschätzt wird, welche sich nach eigenen Angaben selbst hauptsächlich der Mundart bedient (Moosmüller 1988: 58–60). Die extralinguistische Realität besteht bei dieser Analyse daher in erster Linie aus Stereotypen in Bezug auf die Mundart und in zweiter Linie mit Stereotypen, wer diese spricht. Man verbindet mit ihr nicht nur bestimmte Charaktereigenschaften, sondern auch die berufliche Tätigkeit der Sprecher_innen.

Laut den Ergebnissen verbinden die meisten Informant_innen sowohl die spontanen als auch die künstlich produzierten, stark dialektal gefärbten Sprechproben mit einem Beruf wie „Straßenbahnfahrer/in“ und nicht „Sekretär/in“ oder „Bankangestellte/r“ (vgl. Moosmüller 1988: 71). Während die Sprecher_innen der Wiener gehobenen Sprache schwerer zuordenbar

sind, können Mundartsprecher_innen leichter mit Stereotypen verbunden werden. Die Ergebnisse sind somit in diesem Bereich eindeutig: 75,8 % der Informantinnen beispielsweise ordnen *input switches* wie *Jahr* [jɔ:e] und *aber* [ɔβɐ] dem Beruf Straßenbahnfahrer zu. Während eine spontane Probe, die keine Dialektfärbung aufweist, mehrheitlich einem „Universitätsprofessor“ zugeordnet wird, findet eine Verschiebung in Richtung „AHS-Lehrer“ mit zunehmender mundartlicher Färbung statt (vgl. Moosmüller 1988: 73).

8.3.2 Fluidität des Dialektbegriffes

Die Autorin räumt gleich am Anfang des Aufsatzes ein, dass

[d]ie Bewertung von Dialekt in Wien vor allem unter dem Gesichtspunkt betrachtet werden (muß), daß in Wien die dem Terminus „Dialekt“ inhärente Regionalspezifität von der Schichtspezifität überlagert wird. (Moosmüller 1988: 53)

In anderen Worten fungiert die Mundart in der Perzeption der Städter wie ein Soziolekt und nicht wie ein Regiolekt. So wird sie mit bestimmten beruflichen Gruppen verbunden, die hier nicht im Speziellen identifiziert werden.

Dennoch impliziert die Abhandlung, dass diese Tätigkeiten im Niedriglohnssektor angesiedelt bzw. mit der „Unterschicht“ verknüpft seien. Die Übergänge zwischen Sprechweisen in Abhängigkeit mit der Situation oder dem Kontext werden ebenso nicht thematisiert, sodass das Dialekt-Standard-Kontinuum-Modell nicht direkt angesprochen wird. Die Autorin merkt jedoch an, dass der Umfang der dialektalen Elemente in den Proben einen direkten Effekt auf deren Zuordnung hatte (vgl. Moosmüller 1988: 67), sodass man daraus schließen kann, dass die Mundart der Hochsprache in verschiedenem Ausmaß „beigemischt“ wird bzw. werden kann und somit eine variable Größe sei.

Laut Moosmüller (1988: 71) zeigt diese Analyse jedoch auch, dass

relative Einigkeit darüber besteht, was als Dialekt zu werten ist, daß also – bezugnehmend auf die Ergebnisse der qualitativen Analyse

[...] – der negativ bewertete Dialekt eindeutiger und mit größerer Sicherheit zugeordnet werden kann als die Hochsprache.

Wenn man den Dialekt in Abgrenzung zum gehobenen Wienerisch sieht, dann zeigen sich somit deutliche Unterschiede in der Bewertung und Einordnung der beiden. Während Dialekt stigmatisierte Elemente beinhaltet, leicht identifizierbar und mit Stereotypen verbunden ist, ist die standardnahe

Sprechweise nicht so leicht zu beurteilen, sodass „keine Klarheit drüber zu bestehen (scheint), was unter Hochsprache zu verstehen ist.“ (Moosmüller 1988: 71). Anders ausgedrückt ist die Mundart zwar identifizierbar, aber nicht die Standardsprache, da diese viel variabler in ihrer schichtspezifischen Zuordnung als Dialekt sei.

8.3.3 Affektive Bindung an den Untersuchungsgegenstand

Die affektive Wertung des Wienerischen durch die Informant_innen selbst wird folgendermaßen beschrieben:

Unterschiedlich wird die Bewertung der eigenen Sprachvarietät des Dialekts, von der Wiener Unterschicht vorgenommen. Sie reicht von Verleugnung [...] über eine weitere differenzierte Abgrenzung vom „ordinären Dialekt“ bis zu einer positiven Einstellung. (Moosmüller 1988: 57)

Wie auch Dressler und Wodak in den zuvor analysierten Texten bemüht sich die Autorin keine persönlichen Wertungen bezüglich der Varietäten abzugeben. Die Autorin bezeichnet manche Variablen in der dialektalen Sprache als „stigmatisiert“ oder als „negativ“ konnotiert, führt aber diese Epitheta auf die Umfrageergebnisse zurück.

Eine Definition der einzelnen sozialen Schichten hingegen fehlt, wie es bereits bei den Arbeiten von den anderen bereits abgehandelten korrelativ soziolinguistischen Werken der Fall ist. Einerseits werden die entsprechenden Unterschiede in der Prestigetraglichkeit und der Sprechweise von Personen mit höherem Bildungsniveau relativiert. Die Autorin betont im methodischen Teil, dass es keinen Sinn machen würde anzunehmen, dass das Sprachverhalten von einem Professor mit demjenigen eines Reporters

nicht gleich sei, auch wenn das Ansehen des Ersteren höher ist (vgl. Moosmüller 1988: 62). Andererseits ordnet man die Proband_innen in Kategorien „Unter-, Mittel- und Unterschicht“ ein, ohne diese Einteilung zu fundieren oder zu begründen. Auch wenn der Beruf des Straßenbahnfahrers mit geringem Bildungsniveau verbunden wird (Moosmüller 1988: 62), bleibt es immer noch fraglich, wieso ein Straßenbahnfahrer der sogenannten „Unterschicht“ zugeordnet wird, da die Berufswahl, das Bildungsniveau, der Verdienst, die finanzielle Lage etc. nicht immer miteinander korrelieren. Somit findet durch die Autorin zwar keine unmittelbare Wertung der Varietäten statt. Indirekt wird den Sprecher_innen des Dialekts jedoch eine gewisse Stigmatisierung und folglich Marginalisierung zugeschrieben.

8.3.4 Methodisches Vorgehen

Bei beiden Analysen – Befragung zu Präzisieren und beruflicher Zuordnung – wurden quantitative Forschungsverfahren angewendet: Einerseits um signifikante Ergebnisse zu erreichen und andererseits um die Zuverlässigkeit dieser Methoden unter Beweis zu stellen (vgl. Moosmüller 1988: 77). Moosmüller (1988: 61) geht im methodischen Teil explizit auf die sozial- bzw. geisteswissenschaftlichen Debatten und Thesen ein, dass die quantitativen Forschungsergebnisse meist die Vermutungen der Theoretiker_innen lediglich bestätigen. Um auf diese metawissenschaftlichen Diskussionen einzugehen und die entsprechenden Vorwürfe zu entkräften, versucht die Autorin einige Aufnahmen einerseits der Proband_innen doppelt vorzuspielen und andererseits eine unterschiedliche Reihung der Hörproben vorzunehmen, um dann die Ergebnisse auf ihre Aussagekraft zu überprüfen. Auch wenn es Abweichungen von ca. 10 % gibt, besteht immer noch Vergleichbarkeit, wie sie betont. Moosmüller verteidigt jedoch nicht nur die quantitativen Methoden, da diese allein keine aussagekräftigen Ergebnisse liefern, sondern auch die interpretativen qualitativen Verfahren, da erst diese zu Erkenntnissen führen (vgl. Moosmüller 1988: 61).

Die Linguistin relativiert die Aussagekraft von Bewertungen, da sie die „Gefahr allzu globaler und weitreichende Schlußfolgerungen“ erkennt (Moosmüller 1988: 62), auch wenn sie sich z. B. anhand oben genannter Maßnahmen um die Objektivität bemüht. Bei der Untersuchung zu Berufsbildern wird zwar die Stereotypisierung erwartet, wie sie es aber selbst definiert,

„versuchte [t]atsächlich in der vorliegenden Untersuchung eine kleine Minderheit von Informantinnen und Informanten, sich nicht in die vorgegebenen stereotypen Zuordnungsschemata zwingen zu lassen.“ (Moosmüller 1988: 62).

8.4 Wiesinger (1995): *Varietäten der gegenwärtigen Wiener Stadtsprache*

8.4.1 Verhältnis zwischen extralinguistischer Realität und Dialekt

Die außersprachlichen Umstände sind wie in anderen korrelativ-soziolinguistischen Werken auch im vorliegenden Text entscheidend. Wiesinger hebt in diesem Aufsatz die Bedeutung des Prestiges für die Entwicklung und Bewertung der Sprachvarietäten hervor. Auf dieser Grundlage entscheidende sich, in welcher Situation welche Sprechweise ausgewählt wird (vgl. Breuer 2015: 196). Laut den von Wiesinger präsentierten Umfragen wurden zum

Zeitpunkt der Erhebungen zwischen 1984 und 1986 bestimmte Variationen des Wienerischen mit bestimmten Schichten oder Sprechanlässen assoziiert. Beispielsweise würden demzufolge die meisten Befragten in offiziell anmutenden Settings die „Hochsprache“ bevorzugen, z. B. bei Ämtern (62,9 %) oder in der Kommunikation mit Vorgesetzten (57,3 %). Die Umgangssprache, die Mischform zwischen Dialekt und „Schriftdeutsch“, wird hingegen eher im Alltag gesprochen, z. B. in Gesprächen mit Kolleg_innen (55,4 %) (vgl. Wiesinger 1995: 451) oder beim Einkaufen (zwischen ca. 60 und 62 %) (vgl. Wiesinger 1995: 450). Dialekt wird hingegen im am wenig-

ten formellen Kontext gebraucht, z. B. mit Geschwistern (52,9 %) (Wiesinger 1995: 450). Auch das Geschlecht entscheidet, welche Präferenzen die Sprecher_innen haben. So bevorzugen Männer häufiger Dialekt als Frauen. Im Allgemeinen steigt das Register in Abhängigkeit mit der Distanz in der kommunikativen Situation und der Position des Gegenübers (vgl. Wiesinger 1995: 451).

Die Bewertung des Dialekts hat sich bis zu den 1980ern nach Wiesingers Einschätzung verändert. So war Wien bis zum Ende des zweiten Weltkriegs von größerer sozialer Segregation geprägt, was auch zu sprachlicher Trennung beitrug. Ab den 1950ern sorgte die Stadtregierung für intensivere Durchmischung, z. B. durch die Öffnung der Gymnasien für Arbeiterkinder.

Diese „Aufsteiger_innen“, auch wenn sie nun offiziell durch ihren Beruf / ihre Bildung zu einer anderen Schicht zugeordnet werden konnten, „verraten“ ihr sprachliches Erbe durch die Übertragung der für niedere Register charakteristischen Muster oder Merkmale:

In sprachlicher Hinsicht aber wurde dieser Aufstieg vielfach nicht oder nur teilweise mitvollzogen, indem zwar, wie die erste Studie zeigt, vielfach vom D[ialekt] in die angemessen erscheinende U[mgang]S[prache] gewechselt wird, aber die dem Jargon als „gesteigertem Dialekt“ eigenen sprechkonstitutiven Faktoren der Artikulation und Intonation beibehalten werden. (Wiesinger 1995: 456)

Die für die ältere Generation typische, mit einer Stigmatisierung behaftete Varietät – *Jargon* – wurde nun von den Jungen als das „richtige“ Wienerisch bewertet. Sie sahen diese Sprechweise als den „reinen“ und „eindeutigen“ „Wiener Dialekt“, sodass Wiesinger eine Prestigesteigerung des Jargons bzw. des Dialekts feststellt.

8.4.2 Fluidität des Dialektbegriffes

Wie bereits aus den bisherigen Ausführungen hervorgeht, sieht Wiesinger das Wienerische als wandelbar und schließt sich Kollegen aus der traditionellen Dialektologie nicht an: „Dennoch wäre es falsch von einer einheitli-

chen homogenen Stadtsprache zu reden.“ (Wiesinger 1995: 447). Die *Bühnensprache* nach Kranzmayer (1961: 76) ist nicht mehr ein Teil der linguistischen Beschreibung der Wiener Sprachlandschaft. Wiesinger teilt nach den angestellten Untersuchungen bzw. Umfragen die gesprochenen Varietäten des Deutschen in Wien in drei Kategorien ein: „Hoch- oder Schriftdeutsch“, „Umgangssprache“ und Dialekt: „Damit verschiebt sich die bislang viergliedrige Bewertungsskala nach oben zu einer neuen dreigliedrigen, indem H[och]D[eutsch] und U[mgang]S[prache] gewissermaßen zum neuen Standard mit bloß minimalen Abschattierungen werden, der D[ialekt] zu einer etwas niedrig eingestuften U[mgang]S[prache] aufrückt und der J[argon] als nunmehr einzige Dialektform gilt.“ (Wiesinger 1995: 455) In Umfragen begegnet man daher noch dem „Jargon“ als einer Kategorie, welche einstig als die „Gefahr für das Wienerische“ betrachtet wurde (Wiesinger 1995: 456). Jargon wird hier im Sinne des „gesteigerten Dialekts“ verstanden, welcher in der „Unterschicht“ und im Verbrechermilieu gesprochen wurde die sogenannte Sprache der „Plattenbrüder“. Anhand dessen sieht man, wie veränderbar die Einschätzungen einer Varietät sein können, denn dieser Jargon avanciert unter den Jüngeren zum neuen „echten“ Wienerisch, welches „als nunmehr einzige Dialektform gilt“ (Wiesinger 1995: 455). Größere soziale Durchlässigkeit führte auch zu einer besseren Bewertung des Jargons (Wiesinger 1995: 456–457), aber auch zu einem Zusammenschluss der Umgangssprache mit dem Dialekt, dem Neuwienerschen der älteren Generation (vgl. Wiesinger 1995: 457–458), sodass man eine Mischform zwischen zwei Polen, dem Jargon und der Hochsprache, als ein Kontinuum konzipiert kann (vgl. Wiesinger 1995: 445).

8.4.3 Affektive Bindung an den Untersuchungsgegenstand

Auch wenn die Bewertungen des Wienerischen bzw. des einstigen Jargons von „richtig“, „rein“ und „eindeutig“ bzw. „krass“, „primitiv“ und „ordinär“ reichen (Wiesinger 1995: 454), lässt sich die emotionale Bindung anhand von Wiesingers Ausführungen nicht eindeutig feststellen, denn er unterscheidet

das „Neuwienersche“, die dialektale Sprechweise der sogenannten „besseren Bezirk[e]“ und das „jargongeprägte, gepreßte Jungwienersche“ (Wiesinger 1995: 454), welches in „unterschichtigen ‚Arbeiterbezirken‘“ anzutreffen sei. Somit findet eine persönliche ästhetische Beurteilung differenziert statt. Während des Neuwienersche etwas „Natürliches“ gilt, ist die Varietät der Arbeiterbezirke als etwas „Gepreßtes“, also Unnatürliches oder Erzwungenes. Daraus folgt, dass Wiesinger der damals „aktuellen“ Form des Dialekts ablehnend gegenüberstand.

8.4.4 Methodisches Vorgehen

Wiesinger wendet die Methode der indirekten Befragung an, bei denen die Daten von anderen Personen, in diesem Fall seinen Schülerinnen, mittels Fragebogen gesammelt werden (vgl. Wiesinger 1995: 448). Befragt wurden 203 Wiener und Wienerinnen unterschiedlichen Alters. Anhand einfacher statistischer Berechnung wurden dann Korrelationen zwischen den geäußerten sprachlichen Präferenzen und anderen Kategorien, wie Generationszuordnung, Schicht oder Geschlecht ermittelt. Dabei wurde, wie in der korrelativ-soziolinguistischen Phase üblich, das Bildungsniveau und der Berufsstand berücksichtigt, sodass zwischen der Ober-, Mittel- und Unterschicht unterschieden wird. Es findet auch eine qualitative Auswertung der Informant_innenaussagen statt. Man versucht, wie Labov, die Prestige-trächtigkeit diverser Varietäten herauszuarbeiten, indem man die Einschätzungen derselben durch die Proband_innen heranzieht. Eine eindeutige Einordnung in die soziolinguistische Denktradition ist allerdings nicht möglich, da man bspw. auf Begriffe stößt, die ebenso für die klassisch dialektologische Periode typisch sind. So müssen die befragten Informant_innen eine gewisse „Ortsloyalität“ aufweisen, um geeignet zu sein, an den Umfragen teilzunehmen. Auch wenn „echt“ als Bezeichnung im linguistischen Diskurs nicht mehr verwendet wird, ändert dies nichts daran, dass die Abstammung eine der entscheidenden Kategorien ist. Auch wenn Wiesinger eine kritische Distanz zu Theorien des klassisch dialektologischen

Paradigma zu halten scheint, indem er ihnen widerspricht und sie hinterfragt, ist er von diesen geprägt worden. Das äußert sich, wenn nicht methodisch, dann doch exemplarische in seinen theoretischen Überlegungen bei der Auswahl der Proband_innen. Das offenbart eine sprachpuristische Einstellung. Selbst wenn Wiesinger sich der für die korrelativ-soziolinguistische Phase üblichen quantitativen Methoden bedient, ist er immer noch vom traditionellen Paradigma geprägt, wie manche seiner Äußerungen und theoretischen Zugänge es indizieren.

8.5 Werke der korrelativ-soziolinguistischen Dialektforschung: Fazit

In Beiträgen von Wodak und Dressler wird der Dialekt nach der korrelativ-soziolinguistischen Tradition nicht nur als Soziolekt, sondern auch gleichzeitig als Situalekt verstanden, bei dem nicht nur die äußeren kontextuellen Faktoren, wie z. B. die Gesprächssituation, das Thema oder die Gesprächspartner_innen, eine Rolle spielen, sondern auch deren inneren Empfindungen oder die emotionalen Beziehungen. Darüber hinaus untersucht Wodak die Ergebnisse im breit angelegten soziolinguistischen Diskurs, indem sie statistische Verfahren und psychoanalytische Zugangsweisen übernimmt, aber auch das feministische Interesse der Zeit berücksichtigt.

Moosmüller sieht hingegen die Mundart primär als Soziolekt, welcher aber in Abhängigkeit mit den suprasegmentalen Mustern nicht immer als solcher erkannt wird. Falls jedoch stigmatisierte dialektale Realisierungen in der Sprechweise auftauchen, zieht ihre Verwendung psychosoziale Konsequenzen nach sich. Primär äußert sich dies als eine Abwertung und Stereotypisierung der Sprecher_innen, da *Wienerisch* häufig mit unvorteilhaften Charakteristika assoziiert wird. Im Speziellen können darüber hinaus Personen, die Mundart sprechen, alleine anhand ihrer Aussprache als

Repräsentanten weniger prestigeträchtiger Berufsgruppen identifiziert werden. Diese Ablehnung spiegelt sich auch in den Einschätzungen in Wiesingers Beitrag wieder.

Ideologisch gesehen sind die Autoren der korrelativ-soziolinguistischen Phase zu einem großen Teil der Links-Rechts-Dichotomie verschrieben. Es gibt im Unterschied zu Protagonisten der traditionellen Dialektologie keine Aufzeichnungen über die Parteizugehörigkeit der Autor_innen. Die thematischen Schwerpunkte lassen jedoch politische Trennlinien erkennen.

Die enge Verflechtung der Sprachwissenschaft mit den Sozialwissenschaften und im speziellen mit der kritischen Diskurstheorie führte zu bestimmten ideologischen Färbungen der Ergebnisse und zur Verlagerung des Forschungsinteresses auf Gebiete, wie z. B. Feminismus bei Wodak etc., die in der traditionellen Wiener dialektologischen Schule nicht vorhanden waren. Diese Konzentration der Forschung zum Wienerischen auf Themen wie

„klassenspezifische“ Sprache⁴ bzw. kritische Diskursanalyse resultierte in der Tendenz, linguistische und gesellschaftliche Phänomene im Lichte der Frankfurter Schule zu sehen. Diese ideologisch und politisch links angesiedelte Denktradition fußt wiederum mehrheitlich in den Gesellschaftstheorien von Hegel, Marx, Weber und Freud (vgl. Whitebook 2009: 31). Kritisch durchdrungene Soziolinguistik sowie andere verwandte Disziplinen der Sozialwissenschaft verbanden gesellschaftliche Phänomene nicht ausschließlich mit sozioökonomischen Größen, sondern inkludierten methodologisch auch die Psychoanalyse für die Interpretation ihrer Beobachtungen, was beispielsweise bei Wodak ersichtlich ist. Andere Autor_innen sind im Unterschied zu letzterer nicht so deutlich innerhalb eines politischen Spektrums zu verorten. Dennoch kann man erkennen, dass sie die Sprache der „Arbeiterschicht“ entweder als weniger „attraktiv“ bezeichnen

⁴ Mit „Klasse“ wird hier jedoch nicht ausschließlich die soziale Schicht, sondern auch Geschlecht, Alter u. Ä. gemeint.

(Wiesinger) oder mit ihren Ergebnissen auf deren „Marginalisierung“ (Moosmüller) hindeuteten. Das Zeitalter der Sozialpartnerschaft im österreichischen Kontext und könnte diese Rhetorik ansatzweise erklären.

9. Interaktionale bzw. sozialkonstruktivistische Dialektforschung: Theorie

9.1 Veränderungen des „Dialekt“-Begriffs und der Übergang zum sozialkonstruktivistischen Paradigma

Wie Glauninger (2015: 14) anmerkt, findet in unserer Zeit ein Übergang von einer korrelativ-soziolinguistischen Tradition zu einer interaktional-sozialkonstruktivistischen Soziolinguistik statt, welche sich z. B. auf linguistische Phänomene wie Sprachperzeption, Sprachdynamik sowie meta-kommunikative und kontextuelle Aspekte der Sprachvariation konzentriert. Diese Neuorientierung auch hinsichtlich der Dialektforschung ist eine Erscheinung, welche sich nicht auf die Linguistik beschränkt, sondern auch in anderen sozial- und kulturwissenschaftlichen Disziplinen zu verorten ist. Die konstruktivistische Wende ist bereits seit den 1960ern bzw. 1970ern in den Sozialwissenschaften eminent und reflektiert zum Teil Theorien aus anderen Bereichen der Wissenschaft, wie z. B. Physik (im Besonderen der Quantenmechanik) und die damit verbundenen philosophischen Implikationen (vgl. Reich 2002: 91–95). Im Allgemeinen geht es um die Relativierung des Beobachtbaren, da man die Objektivität des Beobachters bzw. der Beobachterin hinterfragt. Die Wirklichkeit oder zumindest ihre epistemische Erfassung ist somit nicht von der Wahrnehmung des Individuums zu trennen. Anders ausgedrückt, mit der konstruktivistischen Ausrichtung fand eine Abwendung vom modernistischen Konzept der rationalistischen und neutralen Wissenschaft statt, da von der Subjektivität des Wissens, der Informationsverarbeitung und der Erkenntnis ausgeht. Die soziokulturelle Verortung des Beobachtenden bestimmt, wie die Ergebnisse seiner bzw. ihrer Forschungsarbeit sein werden.

Wenn man das konstruktivistische Denkmodell auf sprachwissenschaftliche Fragestellungen anwendet, ergibt sich eine engere Verflechtung vom kommunikativ-kulturellen Kontext und der „Sprache“, in ihren unterschiedlichen Ausprägungen. Auch wenn die klassische Soziolinguistik den Zusammenhang zwischen den extralinguistischen Bereichen, wie Milieu oder Alter, und der Kommunikation zu eruieren versuchte wurden beide Dimensionen nach der Ansicht von manchen Theoretikern unberechtigtweise getrennt (vgl. Knoblauch 1991: 446). Die konstruktivistische Sicht auf die Sprache, wie sie beispielsweise Dell Hymes vertrat, wurde linguistisch anfangs kaum akzeptiert bzw. rezipiert, konnte sich dennoch mit der Zeit im linguistischen sowie soziologischen Diskurs durchsetzen (vgl. Knoblauch 1991: 447). Der kommunikativ-pragmatische Aspekt rückte vermehrt damit in den Mittelpunkt der sprachsoziologischen Untersuchungen.

Nach den Postulaten der konstruktivistischen Sprachwissenschaft ist es dem kommunikativen Prozess geschuldet, dass das soziale Handeln überhaupt erst zur „Wirklichkeit“ wird (vgl. Knoblauch 2013: 25–43). Somit darf man die beiden Dimensionen, wenn man dem Luhmann'schen Denkkonzept folgt, nicht trennen. Das impliziert jedoch, dass die Kommunikation die außersprachliche Realität nicht nur beeinflusst, sondern letztlich erschafft.

Wie es Knoblauch (1991: 460) zusammenfasst:

Anstatt Kultur von der Sozialstruktur zu isolieren, rücken [im neuen Paradigma] die kommunikativen Vorgänge der gesellschaftlichen Wissensproduktion und -Vermittlung in den Vordergrund, in denen soziale Strukturen mittels kultureller Muster geschaffen und aufrechterhalten werden.

Anders ausgedrückt, postuliert der Konstruktivismus, dass die Wirklichkeit kommunikativ konstruiert bzw. konstruierbar sei und relativiert somit das objektivistische Konzept einer Realität im Allgemeinen. Auch wenn man diesen Prozess der sprachlichen Welt(en)erschaffung anders bezeichnet – Objektivierung (wie Berger und Luckmann); kommunikatives Handeln (wie Habermas) oder kommunikative Konstruktion (wie Luckmann, Reichertz, Keller und Knoblauch), besteht das Grundkonzept darin, dass es außerhalb

bzw. ohne der Sprache letzten Endes keine Realität gebe, da man Letztere nicht erfassen könnte (vgl. Reich 2002: 94–97). Diese Relativierungstendenz hat ebenso Auswirkungen auf den Zugang der Forscher_innen zu ihren Untersuchungsobjekten. Eine linguistische bzw. varietätsspezifische Implikation des neuen Paradigmas ist die Veränderung des Dialektbegriffs. Die konstruktivistische These, dass es keine „objektiv“ erfassbaren und definierbaren Untersuchungsobjekte gibt, hat zur Folge, dass auch die Konzeptionen von Varietäten wie dem Dialekt von dieser Deutung nicht ausgeschlossen sind. So wie alle anderen Forschungsgegenstände auch sind sie nun plastische Konstrukte, welche sich mit der Zeit und den Umständen entsprechend verändern, sodass man lediglich Momentaufnahmen derselben vorlegen kann.

9.2 Affektive Bindung und Einfluss der Umwelt

Das Verhältnis zum Forschungsgegenstand kann man nur im Zusammenhang mit der Epistemologie im neuen Paradigma betrachten: Die konstruktivistische Perspektive relativiert den Wahrheitsanspruch im Allgemeinen. In Bezug auf den Forschungsdiskurs hinterfragt dieses Denkmodell die Aussagekraft der Untersuchungsergebnisse, nicht nur der Geisteswissenschaften, sondern auch der Naturwissenschaften (vgl. Martinsen 2014: 202–203), an die sich die ersteren im Zuge der positivistischen Bestrebungen zu orientieren versuchten. Einer der Einwände ist, dass man trotz Objektivitätsbemühungen bei Laborstudien nur idealisierte bzw. optimierte Abbildungen der Realität erschaffen kann, welche die Tatsachen nur in begrenztem Ausmaß widerspiegeln können (vgl. Martinsen 2014: 202–203). Vereinfachter ausgedrückt können die Wissenschaftler_innen nach konstruktivistischen Prämissen nur in Anerkennung ihrer Subjektivität und Kulturgebundenheit zur Erkenntnissen gelangen. Dies fördert zwar keine bewusste **affektive Bindung oder Ablehnung** des Forschungsgegenstandes, ruft jedoch diesen Umstand ins Bewusstsein. Befangenheit ist somit ein Parameter beim Versuch, den Erkenntnisprozess zu beschreiben.

Sprache oder deren Varietäten als Produkt bzw. Medium der Kommunikation sind nicht nur ein zentraler Untersuchungsgegenstand im neuen Paradigma, sondern durch diese kommt die Wirklichkeit erst zustande. Das heißt, man wendet sich nach dem neuen philosophischen Modell von der Objektivierung der Sprache ab. Die **Umwelt** ist ein Resultat des Diskurses und der kulturellen Praktiken (vgl. Keller 2013: 69–74), diese sind mit den sprachlich-kommunikativen Prozessen untrennbar verbunden oder, wie es Luckmann formuliert, es findet eine „kommunikative Konstruktion der Wirklichkeit“ statt (vgl. Luckmann 2013: 15–26).

9.3 Methoden des Konstruktivismus

Dieser Paradigmenwechsel hatte nicht nur eine Neukonzeptionierung von Gesellschaftsmodellen, sondern auch eine neue Sichtweise auf die Forscher_innensicht zur Folge. Dies führte ebenso dazu, dass die Methodologie in der Übergangsphase zum Konstruktivismus eine beachtliche Veränderung erleben musste. Der Relativismus äußert sich in der Postmoderne methodisch unter anderem auch dadurch, dass man die hermeneutischen Verfahren und ihre Möglichkeiten anzweifelte (vgl. Sutter 2009: 255). Der Erkenntnisgewinn bei der Erfassung der linguistisch-textuellen Realität wurde an sich bereits in der kritisch-diskursiv geprägten soziolinguistischen Phase aufgrund der Kulturbedingtheit hinterfragt. So beschreibt Foucault (1982: 8) das Dilemma:

Für meine Generation erscheint der Sinn nicht von selbst; er ist nicht ‚schon da‘, oder vielmehr, er ist ‚schon da‘, aber nur unter bestimmten Bedingungen, bei denen es sich um formale Bedingungen handelt. Seit 1955 befassen wir uns hauptsächlich mit der Analyse der formalen Bedingungen der Entstehung von Sinn.

Manche Theoretiker wie Sutter (2009: 255–256) sehen Hermeneutik nicht als einen überholten epistemischen Zugang, sondern als eine wichtige Ergänzung des konstruktivistischen methodologischen Instrumentariums, wenn diese es schafft eine Brücke zur Systemtheorie zu schlagen. Dieser „objektiven Hermeneutik“ wird jedoch vorgeworfen, zur überflüssigen Komplexität beizutragen und verdeckt eine positivistische Haltung zu vertreten

(vgl. Moser 2004: 29). Der Konstruktivismus ist jedoch weder rein theoretisch noch rein empirisch orientiert, sondern versucht in Erkenntnis der Kybernetik des wissenschaftlichen Prozesses zu operieren (vgl. Moser 2004: 16–28). Wie Knoblauch (2013: 40) dies formuliert:

Die gesellschaftliche Ordnung ist [...] eine Kommunikationskultur. Folglich wird eine besondere gesellschaftliche Ordnung „empirisch“ durch die Art erzeugt, wie kommunikativ gehandelt wird. (Dies ist einer der Gründe für die entschiedene empirische Orientierung des kommunikativen Konstruktivismus).

Die empirische Orientierung ist im neuen Paradigma laut Knoblauch mehrheitlich qualitativ geprägt (vgl. Knoblauch 2013: 26). Andere Konstruktivisten versuchen jedoch beides – die qualitativen und quantitativen Methoden zu kombinieren (vgl. Moser 2004: 30-31), um die kommunikativen Abläufe zu beobachten und zu analysieren.

10. Werke der interaktionalen bzw. sozialkonstruktivistischen Dialektforschung

Der Wiener Dialekt gilt seit einigen Jahren in der öffentlichen Wahrnehmung als eine vom „Aussterben“ bedrohte Varietät, wie dies u. a. auch verschiedene Zeitungsartikel betonen (vgl. Minkin/Usslar 2013; Burger 2013; Waldinger 2014), obwohl seine Stellung als eigenständiger Dialekt unklar ist und Merkmale unter der Bevölkerung Österreichs und der Forscher_innen als schwer definierbar gelten (vgl. Breuer 2015: 196). Trotz des Fehlens der Wiener Mundart in der UNESCO-Liste gefährdeter Sprachen (vgl. Moseley 2010), ist ihre abnehmende kommunikative Bedeutung für einige Autoren offenbar ein besorgniserregendes Phänomen. Das Interesse am Wienerischen erlosch somit auch im 21. Jhd. nicht. Zahlreiche Forscher_innen beschäftigen sich mit dem Wienerischen, darunter Brandstätter, Vollmann, Tatzreiter, Krenn, Endrass, Kistle, Moosmüller u. a. Die Rolle von Einwanderersprachen in diesem Prozess wird ebenfalls zum Thema (vgl. Burger 2013), so wie dies schon zur Zeit Kranzmayers der Fall war. Im wissenschaftlichen Diskurs wird der sensible Gegenstand im Immigration nach Wien wohl aufgrund historischer Implikation zuweilen umgangen.

Grundsätzlich sind somit viele einschlägige Aufsätze entweder Literaturübersichten, wie es im Falle von Tatzreiter (2002) ist, oder phonologische Untersuchungen, die zwar bestimmte Phänomene feststellen, aber nicht theoretisch-qualitativ auswerten, wie in Brandstätter/Moosmüller (2014) oder Vollmann/Moosmüller (2001). Krenn, Endrass, Kistle (2012) wiederum beschäftigen sich zwar soziolinguistisch mit psycho-soziologischen Wertungen der Varietäten der Hauptstadt, führen aber diese Ergebnisse nicht auf soziologischen oder andere Ursachen zurück. Daher meidet der Großteil der Autor_innen jedwede Erklärung der dialektologischen Phänomene. Es gibt aber eine kleine Gruppe von Forscherinnen und Forschern, welche diese auch zu deuten versucht. Im Unterschied zu Vertretern des korrelativ-soziolinguistischen Modells, wie z. B. Dressler, Moosmüller oder Wodak, betonen sie allmählich den inhärenten Zusammenhang zwischen der sprachlichen und außersprachlichen kommunikativen Realität. Die Forscher_innen zum Wienerischen, die nun explizit oder implizit konstruktivistisch geprägt sind, sehen die Rolle dieser Varietät nicht als schwindend, sondern als verändert, wie es aus folgenden Analysen ersichtlich wird. Die prominentesten Vertreter des konstruktivistischen Paradigmas in Wien sind Glauninger und in späterer Folge implizit auch Breuer, deren meist rezipierte Arbeiten auf Google Scholar hier untersucht werden. Im Unterschied zu anderen Autorinnen und Autoren sprechen sie auch die Rolle der Globalisierung, von Englisch als *Lingua Franca* und andere gesellschaftliche Einflüsse an.

10.1 Glauninger (2009): „Grammatopragmatische“ Aspekte von „Dialekt“ in der Wiener Boulevardpresse (im jugendsprachlichen Kontext).

10.2.1 Verhältnis zwischen extralinguistischer Realität und Dialekt

Ähnlich wie bereits in der herkömmlichen Soziolinguistik merkt der Autor in diesem Beitrag an, dass die Funktion und Häufigkeit der Verwendung des

Dialekts in der Wien etwas mit seiner Prestigeträchtigkeit zu tun hat. Neu ist jedoch, dass die Mundart trotz des geringen Ansehens selbst in Printmedien eingesetzt wird. Dies widerspricht dem Grundpostulat der korrelativen Soziolinguistik, die besagt, dass die wenig respektablen Varietäten gemieden werden. Glauninger stellt hingegen keinen Rückgang im Gebrauch des Dialekts fest, sondern einen funktionell-pragmatischen Wandel desselben. Somit haben sprachliche Trends nach diesem Verständnis auch etwas mit den Sprechern, ihren Vorstellungen und Kommunikationsabsichten zu tun und nicht nur mit den Umwelteinflüssen.

Glauninger (2009: 95) bewertet die Veränderung im Gebrauch des Wienerischen als eine „beobachtbare Substitution des Dialekts als ‚unmarkierte‘ Varietät zur Bewältigung ‚alltäglicher‘ Kommunikationserfordernisse durch die intendierte Standardsprache („Hochsprache“)“. Der Autor bezeichnet dieses aufgrund der Stigmatisierung des Dialekts entstandene Sprachverhalten als einen „Drang nach oben“ (Glauninger 2009: 97), welcher auf das fehlende Prestige der Wiener Mundart zurückzuführen sei. Die „angesehene“ Varietät – die „Schriftsprache“ – wurde somit zu einer Sprache der Wahl in allen kommunikativen Situationen, auch wenn es sich um ein privates Umfeld handelt (vgl. Glauninger 2009: 97–98). Das (Ver)Schwinden des Wienerischen ist jedoch nicht nur aufgrund bewusster Vermeidung dieser Varietät zu erklären, sondern hat seine Ursachen auch darin, dass vielen Wiener_innen der dialektale Input fehlt, vor allem gilt diese Beobachtung hinsichtlich der heranwachsenden Generation, besonders im Falle, wenn ihre Eltern oder Großeltern aus dem Ausland kommen und sie weder im Paradigma noch im Freundeskreis dieser Varietät begegnen (vgl. Glauninger 2009: 97). Ihre aus Wien stammenden Peers werden gleichzeitig oftmals von ihren Eltern in der Erziehung vom dialektalen Einfluss aufgrund seiner gesellschaftlichen Ablehnung abgeschirmt (vgl. Glauninger 2009: 98), sodass weder die Neu- noch Jungwiener_innen pragmatisch zwischen „authentischen“ Dialekt und Standardsprache wählen können.

Glauninger stellt jedoch in konstruktivistischer Tradition fest, dass die Sprache auch dafür genutzt wird, um bestimmte Effekte in der kommunikativen Sphäre zu erzeugen und das Bild von sprachlicher Gemeinschaft zu prägen. So nutzen sowohl die Jugendlichen als auch Boulevard-Zeitungen bestimmte grammatikalische bzw. lexikale Elemente, um den Eindruck des Wiener Dialekts zu evozieren und identifikatorische Wirkungen zu erzielen, sodass Wienerisch nun zu einem „sehr spezifischen *Funktiolekt*“ mutiert sei (Glauninger 2009: 95) und nun eine „pragmatische Potenzierung“ erfahren hat (Glauninger 2009: 106). Vor allem sieht man dies anhand des Einsatzes von Partikeln wie „*oida*“, „*bam*“ oder „*fix*“ bzw. des Diminutivsuffixes „*-erl*“, welche nun auf eine kommunikativ-markierte Weise verwendet werden, z. B. um Ironie oder Sarkasmus auszudrücken (vgl. Glauninger 2009: 102–104). Man bedient sich somit, wenn man das Beispiel der Boulevard-Zeitungen betrachtet, eines Pools an „Versatzstücken“, die oftmals eine Mischung aus dem Englischen, Wienerischen und anderen dialektalen Ausdrücken sind. Beispiele hierfür wären „*Image-Katastropherl*“, „*Charity-Buberln*“ oder „*Comedy-Haserln*“ (vgl. Glauninger 2009: 102–103). Diese Elemente sind vor allem einer Diskursmarkierung und eine einhergehende normative Erosion (vgl. Glauninger 2009: 96), wie beim Partikel „*oida*“, dienlich.

10.1.2 Fluidität des Dialektbegriffes

Glauninger distanziert sich von Versuchen, das Wienerische konkret zu definieren und wählt den Begriff „Wiener Deutsch“, um die Sprache der Hauptstadt zu benennen. Die bisherigen Eingrenzungen beschreibt er als eine „Reihe von lange tradierten (und selbstverständlich einschlägige Wertungen reflektierenden) Begriffen“, welche dann problematische Ausdrücke hervorbringen, wie „*echter Dialekt*“, „*beißerisches Wienerisch*“, „*Proletensprache*“ etc. (Glauninger 2009: 93 (Fußnote) Hervorhebung übernommen, L.G.). Auch die Vorstellung einer „Umgangssprache“ klassifiziert er als ein „Phantom“ (vgl. Glauninger 2009: 93 (Fußnote)). So wie in seinen nachfolgenden Artikeln sieht er das Wienerische als eine organische Einheit an

unterschiedlichen Sprechweisen, für deren Beschreibung er einen entsprechenden Terminus – „Biotop“ – verwendet (Glauninger 2009: 109).

Dieses ist jedoch nicht einpolig, sondern „diasystemisch“, sodass sich auf der einen Seite das „Hochdeutsche“ als „Standard“ und auf der anderen – der „Dialekt“ als die „Non-Standard“-Varietät befinden (vgl. Glauninger 2009: 93 (Fußnote)). Dabei sind diese lediglich „intendiert“, sodass sie zwar von den Sprechern angestrebt werden, jedoch nicht in dieser ideellen Form realisiert werden (vgl. Glauninger 2009: 95). Die konstruktivistische Sichtweise äußert sich in dieser Definition darin, dass man die Versuche einer konkreten Varietätenbeschreibung auf der einen Seite relativiert und auf der anderen Seite absolute Aussagen in Hinsicht auf dialektalen Gebrauch vermeidet. Auch die Ausführungen in Bezug auf die varietätenspezifische Stabilität zeigen, dass das Wienerische oder der Dialekt in seiner Form und Funktion wandelbar ist. Dieser verändert sich in Abhängigkeit mit dem pragmatischen Bedarf, was sich auch in den Grammatikalisierungsprozessen und einem breiteren Einsatz, beispielsweise in Printmedien, widerspiegelt (vgl. Glauninger 2009: 105–109).

10.1.3 Affektive Bindung an den Untersuchungsgegenstand

Der Sprachraum der Hauptstadt ist für den Autor somit kein bloßer Untersuchungsgegenstand. Seine affektive Einstellung äußert sich auch z. B. in der Beschreibung Wiens als

[ein] gleichermaßen in gesamteuropäischer Dimension geschichtsträchtiger wie gegenwärtig und wohl auch zukünftig für ganz (Ost-)Mitteleuropa ökonomisch, politisch und kulturell äußerst bedeutsame[r] Ballungsraum der Millionenmetropole Wien[. Dieser] bildet das schillerndste Sprach-„Biotop“ Österreichs, vielleicht sogar des gesamten bairischen Sprachraums (Glauninger 2009: 109).

Im Unterschied zu anderen oben erwähnten Autoren, die sich im 21. Jhd. mit der Wiener Sprache beschäftigen, spricht Glauninger das in der Populärmeinung akut empfundene Problem des Dialektsterbens an. Seine Ausführungen sind jedoch keine Versuche das sprachliche Phänomen weiter-

hin zu problematisieren, sondern dieses zu erklären. So spricht er beispielsweise an, wie die Eltern bewusst das Wienerische mit ihren Kindern vermeiden, obwohl sie den Rückgang des dialektalen Gebrauchs bedauern, was der Autor als „erdrückend“ bezeichnet (vgl. Glauninger 2009: 98). Er versucht dadurch jedoch keine Panik auszulösen, sondern deutet auf die Notwendigkeit weiterer Erhebungen hin, welche seine Eindrücke von der Wiener Sprachlandschaft und den entsprechenden Einstellungen in weiterer Folge klären sollen (vgl. Glauninger 2009: 98). Den perzipierten Rückgang des Dialektgebrauchs im Alltag deutet er aber als eine „Potenzierung“ oder „Transformation der kommunikativen Funktion“ (vgl. Glauninger 2009: 95), welche zwar eine quantitative Verringerung des Gebrauchs miteinschließt, aber dennoch als eine Steigerung in dessen kommunikativ-pragmatischer Intensität gedeutet werden kann.

10.1.4 Methodisches Vorgehen

Ebenso wie im korrelativ-soziolinguistischen Paradigma legt man auch hier auf einen pragmatischen Schwerpunkt bei den Untersuchungen Wert (vgl. Glauninger 2009: 93). Dennoch stellt man nicht den Anspruch eine allumfassende Aussagekraft der Ergebnisse zu erreichen und grenzt das Forschungsvorhaben folgendermaßen ein:

Es liegt auf der Hand, dass eine Untersuchung im Rahmen einer theoretisch derartig breit ausgreifenden varietätenspezifischen Dimensionierung empirische stets als ein streng modular ausgerichtetes und letztendlich fallstudienartiges Unterfangen zu betrachten ist (Glauninger 2009: 93).

Dieses besteht einerseits aus einer qualitativen Analyse der Gratiszeitung „Heute“ und der Suche nach hybridisierten Sprachformen, die oftmals eine Kombination aus unterschiedlichen Varietäten – Englisch, Wienerisch und anderem Non-Standard Deutsch darstellen. Andererseits aus Beobachtungen der Wiener Jugendsprache und ihrer Lexeme, die teilweise den iiA-Ausdrücken der Boulevard-Presse entsprechen. Die Aufzeichnungen aus „Heute“ inkludieren 34 Syntagmen und Textpassagen sowie Derivate und

Komposita, die aus unterschiedlichen Ausgaben gesammelt und auf ihre Herkunft analysiert wurden. Dies stellt punktuelle Beobachtungen dar, was der Autor selbst zugibt, wie bei den Sprechereinstellungen der Wiener Eltern (vgl. Glauninger 2009: 98) oder bei der Beschreibung der Belege aus den Zeitungen:

Um was es hier geht, ist ein weit bescheideneres, im Grunde strikt illustratives Vorhaben, das sein Ziel dann erreicht haben wird, wenn es zu weiterführender, vertiefter und kritischer Auseinandersetzung mit der fokussierten Thematik anregt. (Glauninger 2009: 101)

In diesem Sinne sind die Hypothesen anhand qualitativer Untersuchungen geprüft worden, diese sind jedoch nicht an die Tradition des soziolinguistischen Paradigma angelehnt, die im Grunde soziologisch ausgerichtet war und in welcher quantitative Methoden nach statistisch-mathematischen Gütekriterien ausgerichtet wurden und wodurch man positivistische Züge anstrebte. Die systematische Überprüfung des „Wienerischen“ ist somit bei dieser Untersuchung nicht das Ziel.

10.2 Glauninger (2012): Zur Metasoziosemissie des „Wienerischen“

Dieser Beitrag fasst die Aussagen der in Glauninger (2009) und (2012) präsentierten Analysen zusammen (vgl. Glauninger 2012: 115) und kommt zum Ergebnis, dass der Wiener Dialekt nun eine andere Funktion in der Wiener Kommunikationsgemeinschaft erfüllt und seine pragmatische Markierung im standardsprachlichen Kontext dafür eingesetzt wird, um bestimmte soziosymbolische Wirkungen zu erzielen. Beispielsweise werden mundartliche Ausdrücke in sogenannten Qualitätszeitungen wie „*Der Standard*“ oder „*Die Presse*“ für identitätsstiftende Zwecke eingesetzt. Darüber hinaus erlaubt es die soziologisch spezifische Markierung der Wiener Varietät auch die Mundart im ironischen Kontext einzusetzen (vgl. Glauninger 2012: 116–117).

10.2.1 Verhältnis zwischen extralinguistischer Realität und Dialekt

Glauninger sieht Wienerisch nicht als ein bloßes Produkt der Umwelt, welches nur Einflüssen anderer Systembereiche unterliegt, sondern als ein Medium bestimmter sozialer Prozesse, wie z. B. Identitätsprüfung. Mit dem Begriff der *Metasoziosemie* bringt der Forscher zum Ausdruck, dass die Nutzung von sprachlichen Zeichen selbstreferentiell ist. Im Grunde bedeutet dies, dass gesellschaftliche Bilder durch die Sprache zustande kommen und dann kontinuierlich evoziert werden: „Das Phänomen Metasoziosemie beinhaltet also stets auch das Transponieren/Zitieren/Inszenieren bzw. das entsprechende Rezipieren dieser Stereotype gruppenspezifischer Art.“ (Glauninger 2012: 114). Dadurch könnte auch der Rückzug des Wienerischen aus dem unmarkierten Bereich der Alltagssprache erklärt werden, da dieser weniger prestigereich ist und nun mit Markern wie Ironie oder Pejoration assoziiert wird. An diesen Markern erkennt jedoch ein Leser oder eine

Leserin mitten im „intendiert standardsprachlichen“ Kontext, dass der Autor auf die im Wienerischen präsente Mehrsprachigkeit verweist und die Mitglieder der Sprachgemeinschaft (wie bei einem Insider-Witz) erreichen möchte (vgl. Glauninger 2012: 115–116). Dieser diskursive Konsens herrscht laut Glauninger nicht ausschließlich innerhalb der „noch anders ideologisch determinierten Kreise“, auch die „(bildungs-) bürgerlich konservative, (links)liberale bzw. etabliert (links-)alternative< [...] Mittel- und Oberschicht“ (Glauninger 2012: 115) ist damit zufrieden, sodass dieses Phänomen der kontrastiven Verwendung des Wienerischen außerhalb diverser politischer Lager zu verorten und darüber hinaus grundsätzlich schichtübergreifend ist (vgl. Glauninger 2012: 115). Da es vor allem von Jugendlichen (vgl. Glauninger 2012: 115) und in Printmedien (vgl. Glauninger 2012: 116) weiterverbreitet wird, deutet dieser Einsatz des Dialekts auf einen zukunftsweisenden Trend hin.

10.2.2 Fluidität des Dialektbegriffes

Glauninger (2012: 110) vertritt die im konstruktivistischen metawissenschaftlichen Diskurs dominante These über die Selbstreferenzialität des Erkenntnisprozesses. Auch seine Konzeptionierung des Wienerischen wird in der konstruktivistischen Tradition gehalten, nämlich als eine Gesamtheit verschiedenster in Wien gesprochener sprachlicher Formen, die jedoch nicht als das „echte Wienerisch“ von allen anderen abgegrenzt sind, sondern eine viel breitere Sichtweise erlauben. Demnach deckt der Wiener

Dialekt

sämtliche Bereiche innerhalb des im Ballungsraum der österreichischen Bundeshauptstadt gebräuchlichen, komplex strukturierten Spektrums an gesprochenen und geschriebenen Varietäten der deutschen Sprache, die (a) aus linguistischer Sicht nicht als >(intendiert) standardsprachlich< / >standardnahe< klassifiziert und (b) extralinguistisch nicht als <hochdeutsch> perzipiert werden. (Glauninger 2012: 111)

Diese Definition inkludiert beispielsweise die sogenannte „Umgangssprache“ in ihren diversen Variationen, was in der traditionellen Dialektologie nicht der Fall war (vgl. Glauninger 2012: 111). Darüber hinaus macht es eine Bestimmung der Mundart von ihrer Abgrenzung zum Hochdeutsch abhängig, sodass man auch gleichzeitig eine Konzeptionierung der Standardsprache benötigt, was das Modell des Wienerischen fluider macht. Auch die Abhängigkeit von der außersprachlichen Einschätzung trägt dazu bei, dass die Rigidität der traditionell-soziolinguistischen dialektspezifischen Grenzen aufgeweicht wird, da die ersteren nicht nur mit der Zeit, sondern individuell variieren können.

10.2.3 Affektive Bindung an den Untersuchungsgegenstand

Der Forscher beschreibt den Einsatz des Dialekts in Printmedien folgendermaßen:

Der Gebrauch von >Dialekt<-Lexemen als Ironie-Marker in Qualitätszeitungen, das (vermeintlich) tief- und hintergründige Schmunzeln, das damit signalisiert wird und das als ein sublimiertes Lachen über den Dialekt und seine Sprecher/innen aufgefasst werden darf

– ein Lachen, das im Grunde genommen ein Auslachen ist –, stellt ein identitätsstiftendes Merkmal jener Gesellschaftsgruppen dar, die diese Zeitungen lesen bzw. als deren Rezipienten wahrgenommen werden (Glauninger 2012: 116).

Auch wenn viele Epitheta in dieser Funktionsbeschreibung einen wertenden Charakter zu haben scheinen, geht man hier im Grunde auf die Einschätzung des Wienerischen durch die Leser_innen selbst ein. Die Relativierung dieser Positionen äußert sich z. B. in der Verwendung des Adverbs *vermeintlich*. Glauninger versucht jedoch auch, keine sprachpuristische Position einzunehmen, welche zum „Schutz“ des Wienerischen aufruft.

Der Wiener Dialekt wird vom Autor mit einer pejorativen Assoziation verbunden, hauptsächlich aufgrund seiner Zuordnung zu den „g’scherten Sprachträgern“. Während *g’schert* in der klassischen Dialektologie die Sprechweise der Provinz bezeichnete und im abwertenden Sinn gebraucht wurde (vgl. Steinhauser 1955: 59), wird nun eine städtische Varietät als solche genannt. Glauninger wertet die Mundart per se nicht ab und verwendet Anführungszeichen, wenn er auf diese Assoziationen verweist. Der konstruktivistische Zugang erlaubt jedoch eine Relativierung in Bezug auf den Untersuchungsgegenstand, sodass man selbst die aktuell pejorative Konnotation des Wienerischen nicht negativ kommentiert, sondern als einen Trend aufzeigt.

10.2.4 Methodisches Vorgehen

Die Untersuchungsmethode wird in diesem Aufsatz nicht beschrieben, da sich die Ergebnisse grundsätzlich auf zwei zuvor durchgeführte (vgl. Glauninger 2010 und Glauninger 2012.) beziehen. In diesen wurden hauptsächlich qualitative Methoden appliziert.

10.3 Breuer (2015): *Ganz Wien ist ein g'mischer Satz: Erforschung der syntaktischen Variation in Wien*

Breuer konzentriert sich in diesem Text auf die Verwendung unbestimmter Artikel vor Massennomen in der Wiener Mundart und der Standardsprache. Die Studie wurde auf Basis der Ergebnisse einer Online-Umfrage durchgeführt. Der Autor stellt fest, dass es varietätenspezifische syntaktische Unterschiede in der Bildung der Determinansphrasen (DP) gibt. Während in der Standardsprache der Null-Artikel vor Pluralia- und Singulariatantum steht, ist man im Wienerischen viel häufiger dazu geneigt einen unbestimmten Artikel vor diesen zu verwenden. Beispielweise sagt man im Hochdeutschen meist einfach *Milch* und nicht *a Mūch*, wie im Wiener Dialekt. Die Neigung zum fehlenden Artikel steigt, wenn es nicht mehr um konkrete (stoffliche) Nomen, sondern um Abstrakta geht. Das bedeutet, dass man seltener einen Kopf in der DP hat, wenn es um Begriffe wie *Durst* oder *Hunger* geht (vgl. Breuer 2015: 205–213).

10.3.1 Verhältnis zwischen extralinguistischer Realität und Dialekt

Obwohl die Vorstellung von „Schichten“ in Breuers Abhandlung erwähnt wird, steht er der Möglichkeit, die schichtspezifischen Varietäten Wiens umfassend zu beschreiben, skeptisch gegenüber (vgl. Breuer 2015: 190). Er sieht beispielsweise Wiesingers Bemühungen, Zusammenhänge zwischen sprachlichen und nicht-sprachlichen Variablen herzustellen als „fraglich“ und schließt sich Tatzreiters (2012) Position an, dass die soziale Mobilität sprachliche Schichtgrenzen verschwimmen lässt (vgl. Breuer 2015: 191).

Dennoch werden bei dieser spezifischen Umfrage auch bestimmte extralinguistische Daten, wie Wohnort oder Alter, als Variablen implementiert, ohne Korrelationen mit den sprachlichen Merkmalen herzustellen. Die Stichprobe ist sehr homogen und beinhaltet hauptsächlich Personen mit

einem Matura- bzw. Hochschulabschluss, sodass lediglich zwei Probanden Pflichtschulabsolventen sind. Breuer sieht daher die Ergebnisse der Untersuchung als „Tendenzen bezüglich der syntaktischen Variation in Wien“. Auch wenn keine Informationen über die Berufsgruppen bzw. den Verdienst der Informant_innen preisgegeben werden, würde ihr Bildungsniveau im korrelativ-soziolinguistischen Paradigma auf die Zuordnung der (gehobenen) Mittelschicht hindeuten. Die sogenannte „Unterschicht“ wird nicht berücksichtigt. Diese „Homogenität“ wird in diesem Werk, so wie in vielen anderen konstruktivistisch geprägten Schriften, nicht kommentiert, da man davon ausgehen könnte, dass wenig bestimmbare Zusammenhänge zwischen linguistischen und extralinguistischen Variablen bestehen, sodass die ersteren keinen Einfluss auf die letzteren nehmen. Stattdessen konzentriert man sich auf die „vertikale“ Unterscheidung zwischen der Standardsprache und dem Dialekt, auf die im nächsten Unterkapitel eingegangen wird.

Im Gegensatz zum korrelativ-soziolinguistischen Paradigma ist der Zusammenhang zwischen den extra- und intralinguistischen Systemen insofern vorhanden, dass die Sprecher_innen, wie in Glauningers Konzept, jeweilige Sprachformen „sozio-situativ“ einsetzen, um bestimmte Effekte zu erzeugen (vgl. Breuer 2015: 196).

10.3.2 Fluidität des Dialektbegriffes

Breuer unterscheidet zwischen zwei sprachlich-kommunikativen Polen: der „intendierten“ Standardsprache und dem „intendierten“ Dialekt. Dabei geht er nicht darauf ein, wie viele andere Zwischenformen es gibt. Das Wienerische beschreibt man nicht mehr als einen „klar definierten oder definierbaren ‚Basisdialekt‘, der alltagsprachlich Verwendung findet“, sondern als „eine moderne Regionalsprache [...], ein Varietätenkomplex bestehend aus mehreren Teilsystemen (Varietäten/Sprechlagen), der von Sprachteilnehmer_innen als „in Wien üblich“ verstanden wird.“ (Breuer 2015: 195) Wenn

es um Definitionen der Sprecher_innen selbst geht, dann sind sie genauso wenig greifbar und werden an keinen bestimmten sprachlichen (phonologischen, morphologischen etc.) oder außersprachlichen (soziologischen) Merkmalen festgemacht (vgl. Breuer 2015: 195–196). Aber auch die geographische Bestimmung ist uneindeutig (vgl. Breuer 2015: 196), die Grenzen zu anderen Bundesländern verschwimmen somit zunehmend. Darüber hinaus ist die bezirksspezifische Zuordnung in Wiennicht (mehr) gegeben. Auch wenn diese theoretische Einordnung des Wienerischen fehlt, besteht auf der anderen Seite vonseiten der Rezipient_innen bzw. Sprecher_innen eine stillschweigende Übereinkunft, die es erlaubt, dass eine Varietät durch „bestimmte stereotype areale, soziale oder auch situative Vorstellungen / Konzepte“ erkannt bzw. reproduziert werden kann (vgl. Breuer 2015: 196). Diese Konventionalisierung muss somit nicht „vollständig“ sein, sondern erlauben es den Beteiligten, die Merkmale der Sprache pragmatisch richtig einzusetzen und entsprechend wahrzunehmen.

10.3.3 Affektive Bindung an den Untersuchungsgegenstand

Breuer verwendet so wie Glauninger auch wertende Begriffe. Bei der Beschreibung dieses „sprachlichen Dreh- und Angelpunkte[s]“ verwendet der Autor eine Reihe von Superlativen wie „sprachlich einflussreichste“, „größte Stadt im deutschen Sprachraum“ (Breuer 2015: 194), welche er aber auf die Aussagen anderer Autoren bzw. historisch-geographische Tatsachen stützt, sodass er relativ neutral bleibt. Die Hyperbel „schillernder sprachlicher Lebensraum“ (Breuer 2015: 194) in Bezug auf Wien deutet jedoch auf eine gewisse affektive Bindung an den Untersuchungsgegenstand hin, welche nach der korrelativ-soziolinguistischen Phase wie auch bei Glauninger nun wieder in die Forschungsliteratur Eingang findet.

10.3.4 Methodisches Vorgehen

Die Umfrage, die dieser Untersuchungsgrunde liegt, wurde online durchgeführt und es wurden gemischte Fragen zur Hochsprache und Mundart

gestellt, wobei die Probanden einerseits von der einen Varietät in die andere oder umgekehrt übersetzten mussten, andererseits stellte man ihnen Bewertungsfragen. Im letzteren Fall mussten die Informant_innen antworten, welche der vorgeschlagenen Varianten (wie z. B. *Müch* oder *a Müch* – *Milch* bzw. *eine Milch*) sie in ihrer Rede in der bestimmten Situation bevorzugen würden (vgl. Breuer 2015: 205). Hauptsächlich liegt somit der Fokus im Bereich der Pragmatik, wie z. B. Markierung der Intensität. So sind manche Fragen in einen bestimmten Kontext eingebunden. Ein Beispiel für solch eine Einbindung ist die Übersetzungsaufgabe bei der man die Aussage eines „echten Wieners“ aufschreiben soll. Dabei muss man berücksichtigen, dass es sich um eine freundschaftliche Beziehung zwischen diesem imaginären Sprecher und seinem Kollegen handelt (vgl. Breuer 2015: 202–203).

Breuer betont, dass die Umfragemodalitäten kein umfassendes Bild vom gesamten Wiener Dialekt zu erstellen erlauben. Die Studie peilt nicht dieses Ziel an, da die Zusammensetzung der Befragten für die gesamte Stadtbevölkerung nicht repräsentativ sei, sondern darin, wie bereits erwähnt, nur bestimmte Schichten vertreten sind (vgl. Breuer 2015: 191, 202 und 204).

10.4 Glauninger (2017): Zur Transformationen des Zeichens Wienerische und zur Medialität der Deutschen Sprache in Wien

Diese radikal konstruktivistisch orientierte Abhandlung von Glauninger beschäftigt sich mit der Frage der Selbstreferenzialität des Wienerischen als Zeichen und seiner Medialität und kommt zum Ergebnis, dass sprachwissenschaftliche Untersuchungsergebnisse im Falle dieser Varietät oftmals wieder das Bild der homogenen Sprache in sich tragen, und verweist auf die Notwendigkeit konstruktivistischer und systemtheoretischer Analysen auf diesem Gebiet.

10.4.1 Verhältnis zwischen extralinguistischer Realität und Dialekt

Die extralinguistische kommunikative Realität wird im Sinne der Systemtheorie als die Quelle der Sprache gesehen, wobei beide nicht als voneinander abgekoppelt betrachtet werden können. Das Wienerische gilt als ein kommunikatives Zeichen und als das Resultat eines „(infini-selbstrefertiellen) Semioseprozesses“ (Glauninger 2017: 118). Dabei wird betont, dass man sich vom Mapping-Modell des Strukturalismus abwenden soll und unterstreicht die Prozessualität der Sinneserschaffung, sodass der relationale Aspekt derselben in den Vordergrund rückt (vgl. Glauninger 2017:116). Aus dieser Perspektive wird die Kommunikation nicht primär als der einzige Faktor bei der Entstehung der Gesellschaft betrachtet, sondern vielmehr als ein Teil davon. Darüber hinaus werden einige Komponente dieser prozessualen Erschaffung von Bedeutung fokussiert: die modernen Technologien, welche die Medialität der Sprache beeinflussen, und diese meta(sozio)semiotisch prägen (vgl. Glauninger 2017: 124).

Außerdem spielen bei einschlägigen Analysen, so wie in der klassisch-soziolinguistischen Tradition, die Machtverhältnisse wieder eine Rolle:

Zudem entfalten Sprachzeichen wie Wienerisch selbstredend gerade inner(sprach)wissenschaftlich ihr weiter oben angedeutetes Potenzial, qua Indizierung höheren Grades [...] handfeste, (insbesondere auch ökonomisch) relevante gesellschaftliche Tatsachen zu schaffen. (Glauninger 2017: 126)

Die hierarchischen Strukturen (auch innerhalb der Sprachwissenschaft) prägen somit die Sprache, werden aber auch von diesen beeinflusst. Die Berücksichtigung derselben soll somit zur Untersuchung des Semioseprozesses beitragen. Während die korrelative Soziolinguistik jedoch den Wiener Dialekt der Unterschicht zuordnete und sich nur zögernd von diesen Thesen verabschiedete, versucht Glauninger die neuen Statistiken bezüglich der sozialen Verteilung der Stadtbevölkerung auszuwerten. Seiner Analyse zufolge wäre eine Kategorisierung der Bewohner in Schichten, wie sie in der Hochblüte der Soziolinguistik möglich war, nicht mehr möglich, was dieses Erklärungsmodell überholt macht, denn die deutschsprechende

Unterschicht im herkömmlichen Sinn gibt es im gegenwärtigen Wien nicht mehr. Diese differenzierte Betrachtung zeigt, dass das Wienerische nun als ein kommunikativ markiertes Zeichen unabhängig von der Schicht verwendet werden kann (vgl. Glauninger 2017: 124).

10.4.2. Fluidität des Dialektbegriffes

Die Frage, was *Wienerisch* sei, beantwortet der Autor folgendermaßen: „Auf den Punkt gebracht: All das wofür es (bzw. als *wienerisch* wahrgenommenes/klassifiziertes Sprachliches jedweder Art) im Bewusstsein der Sprecher steht.“ (Glauninger 2017: 125). Somit macht er dieses Zeichen vollkommen in der Tradition des radikalen Konstruktivismus vom Bewusstsein des Sprechers / der Sprecherin abhängig, sodass das Konzept des Dialekts sehr an Fluidität gewinnt, mit der man sich im wissenschaftlichen Rahmen beschäftigen kann:

Den Kern dieses schillernden Spektrums an (sozialen) Bedeutungen bilden aber Attitüden/Stereotype unterschiedlichster Art, die – wie mehrmals angemerkt – in nahtloser Verschränkung der inner- und außer(sprach)wissenschaftlichen Sphäre generiert, konventionalisiert und tradiert werden. (Glauninger 2017: 125–126).

Da sich die Attitüden der Sprecher_innen verändern und kein stabiles Gebilde darstellen, ist der Dialekt eine Produkt der ständigen Ausverhandlung und Festlegung des Zeichens „Wienerisch“ im Rahmen der „infiniten Semiose“ (vgl. Glauninger 2017: 125).

10.4.3 Affektive Bindung an den Untersuchungsgegenstand

Die Sprache wird im Allgemeinen nicht mehr als eine Menge von bedeutungstragenden Zeichen interpretiert, sondern als Zeichenprozess:

Der Schlüssel für ein diesbezüglich adäquates Verständnis ist die entsprechende – ausnahmslos als sozial zu qualifizierende – Konzeptualisierung (Perspektivierung) von Sprache, die sich als primär indexikalische Struktur interpretieren lässt. (Glauninger 2017: 115).

Diese Fluidität des Sprachbegriffes würde bedeuten, dass die emotionale Bindung immer aufs Neue durch die Kommunikationsprozesse aufrecht erhalten werden muss. Im Vergleich zum alten soziolinguistischen Paradigma müssen sich die Sprecher_innen nicht mehr mit einem Konglomerat von fest definierten Zeichen identifizieren, um emotionale Identifikation aufzubauen, sondern diese müsste aufgrund der ständigen Fluidität permanent aufrecht erhalten werden.

Glauninger (vgl. 2017: 124) sieht das Wienerische nüchtern als ein „Zeichen“. Bei der Beschreibung wird hauptsächlich sachliche Sprache verwendet. Die Emotionalität des Themas, welche mit der Veränderungen des Wienerischen und der sprachlichen Landschaft der Stadt entsteht, wird entschärft, indem man auf Statistiken (vgl. Glauninger 2017: 123) und die Rolle der modernen Technologien (vgl. Glauninger 2017: 124) verweist. Einerseits versucht Glauninger die Stereotype bezüglich des Wienerischen aus dem Weg zu räumen (vgl. Glauninger 2017: 123), andererseits sieht er den Dialekt als sich ständig veränderndes Konstrukt, sodass jedwede affektive Bindung daran ebenso eines dieser Konstrukte wäre. Somit wird hier eine nüchterne und objektive Auseinandersetzung mit dem Dialekt angepeilt, welche sich wünschenswerterweise auch auf andere Bereiche der Sprachwissenschaft ausweiten sollte. Deshalb sieht der Autor weitere Untersuchungen zu den Einstellungen und Stereotypen als Anliegen für weitere Forschungsbemühungen. Dennoch unterstreicht er die Unmöglichkeit solcher Arbeiten ohne konstruktivistische Sichtweise: „Selbstverständlich lassen sich mental-emotive Aggregationen dieser Komplexität nicht logozentrisch-diskret analysieren, respektive in- und extensional ‘vermessen‘.“ (Glauninger 2017: 125). Somit können nach Glauninger emotionale Aspekte des Wienerischen als ein Teil der selbstreflektierenden wissenschaftlichen Debatte gelten.

10.4.4 Methodisches Vorgehen

Als Erstes beschäftigt sich Glauninger mit dem Dilemma der autopoietischen Systemizität im Bereich der Soziolinguistik (vgl. Glauninger 2017: 113). Dem konstruktivistischen Modell folgend, sieht der Autor das Problem systemtheoretisch nicht mehr aktuellen Erklärungsversuche darin, dass beide Bereiche, die Sprache und die Gesellschaft, miteinander verbunden sind und das Erstere außerhalb der Letztere gar nicht existieren kann (vgl. Glauninger 2017: 117). In dieser Hinsicht unterstreicht Glauninger die Notwendigkeit systemtheoretischer Auseinandersetzungen mit dem Untersuchungsgegenstand. Aber auch das konstruktivistische Verständnis der Sinnkonstruktion bleibt vorliegender Analyse inhärent, sodass der Autor zu einer Neuorientierung in der wissenschaftlichen Methodologie aufruft, nicht nur in der Dialektologie, sondern in der Sprachwissenschaft im Allgemeinen (vgl. Glauninger 2017: 126), die sich ihres selbstbeobachtenden Charakters bewusst sei:

Hier besteht die Option, unmittelbar in praxi das umzusetzen, was erkenntnistheoretisch, respektive method(olog)isch ein zentrales Konstituens jenes operativ konstruktivistischen Ansatzes bildet, der vorliegend vertreten wird: den Modus der Selbstbeobachtung. (Glauninger 2017: 126.)

Glauninger (vgl. 2017: 126) betont außerdem die Notwendigkeit der pragmatischen Auseinandersetzung mit der sprachlichen Wirklichkeit auch in Hinsicht auf die Machtverhältnisse, die unter anderem durch die Sprache entstehen, sodass man an die von der korrelativen Soziolinguistik aufgegriffene Problematik anschließt.

10.5 Werke des konstruktivistischen Paradigmas: Fazit

Wenn man alle fokussierten Kategorien in den untersuchten konstruktivistisch geprägten Werken zusammenfasst, dann ergibt es das folgende Ergebnis: Die meisten Werke sind methodisch qualitativ ausgerichtet und ver-

suchen nicht ein umfassendes Bild vom Wienerischen bzw. seinen Sprechern zu zeichnen, vielmehr geht es um deskriptive „Momentaufnahmen“ einer Gesamtheit an Varietäten, die in Wien gesprochen und oftmals als Dialekt oder Standardsprache intendiert werden. Somit ist Wienerisch entweder als **Dialekt nicht fassbar**, oder man zeichnet nur Tendenzen innerhalb eines äußerst eingeschränkten Kontexts – wie Zeitungen oder Jugendsprache – auf. Die vom Positivismus geprägte soziolinguistische Dialektologie weicht nun den durchaus von **Affektivität** beeinflussten konstruktivistischen Werken. Diese Tendenz kann darauf zurückgeführt werden, dass man in diesem postmodernistischen Modell keinen absolut gültigen Wahrheitsanspruch zu erheben versucht. Vor allem in den Werken von Glauninger sieht man den interaktionalistischen Einfluss, da hier die Sprache als ein Mittel zum **Erzielen diverser kommunikativer Effekte**, wie z. B. Ironie oder als ein Identifikationsmedium gesehen wird. Im Breuers Werk tritt diese Wirkung nicht so deutlich zutage, dennoch wird ersichtlich wie wandelbar die deutsche Sprache in Wien als diasystemisch intendiertes Konstrukt ist.

Auch in Bezug auf die **Methodik** sieht man die Veränderung der dialektologischen Forschung. Während die positivistisch geprägte korrelativ-soziolinguistische Herangehensweise mit aufwendigen quantitativ-qualitativen Untersuchungen verbunden war, wird in den konstruktivistischen Werken der qualitative Zugang bevorzugt. Selbst wenn der quantitativen Methode, wie von Breuer, angewandt wird, sucht man keine statistischen Korrelationen zwischen extralinguistischen Kriterien und der Sprache zu finden.

Die ideologische Ausrichtung des konstruktivistischen Dialektologieparadigmas in Wien ist nicht einfach zu fassen, da der Konstruktivismus im Allgemeinen sehr viele Strömungen nicht nur politisch-ideologischer Art in sich vereint. Durch seine Verflechtungen mit den Naturwissenschaften, wie z. B. die Verknüpfung mit der physikalischen Quantentheorie, kann der radikale Konstruktivismus beinahe religiös-spirituelle Züge annehmen. In der

Wiener dialektologischen Forschung äußert sich das konstruktivistische Modell als Relativismus.

11. Fazit

Die drei wichtigsten Denktraditionen der linguistischen Forschung zum Wienerischen weisen viele Unterschiede und manches Mal Gemeinsamkeiten auf. Vor allem können sie jedoch nicht getrennt voneinander betrachtet werden. Dieses Argument kann als eine Erklärung dafür herangezogen werden, wieso es viele verbindende Merkmale gibt: Die Entwicklung der Wiener dialektologischen Tradition ist ein kontinuierlicher und kein bruchstückhafter Prozess. Auch wenn ideologische Elemente, die alle drei Paradigmen auszeichnen, ungleich sind – national-identitäres Gedankengut, Sozialismus vs. Konservatismus bzw. Relativismus, sind die theoretischen Übergänge teilweise wenig auffallend.

Während das Verhältnis zwischen extralinguistischer Realität und Dialekt in traditionellen und korrelativ-soziolinguistischen dialektologischen Paradigmen eher einseitig ist und die Umwelt bzw. die Umstände die Sprache beeinflussen oder prägen, sind im Konstruktivismus beide Sphären wechselwirkend miteinander verknüpft. Der Dialekt wird teilweise bewusst eingesetzt, um auf eine bestimmte Weise die Kommunikationssituation zu verändern, wie z. B. mithilfe von einschlägigen Diskursmarkern. Die Sprache hat eine identitätsstiftende Wirkung. Im Unterschied zu den beiden vorangehenden dialektologischen Paradigmen ist das interaktional-konstruktivistische Paradigma weniger darum bemüht, einen fassbaren Begriff des Wienerischen zu definieren, sondern erhebt den Anspruch Momentaufnahmen der Sprachsituation in Wien festzuhalten.

Die traditionelle Soziolinguistik operiert mit der Vorstellung des DialektStandard-Kontinuums. Der Dialekt gilt hier, so wie die Standardvarietät als einer der Pole. Dieses Konzept stellt die Mundart dem „Hochdeutsch“ als eine

„reine“ Varietät gegenüber, sodass sich das Bild des Dialekts in der korrelativ-soziolinguistischen Tradition nur wenig von dem des klassischen dialektologischen Paradigma unterscheidet. Die affektive Bindung an den Untersuchungsgegenstand hängt eng mit der **Auswahl der Methoden** und mit dem Forschungsanspruch zusammen. So mieden die von nationalen bzw. nationalistischen Ideen geprägten klassischen Dialektolog_innen den Positivismus oftmals aus ideologischen Gründen und verwendeten Kampfbegriffe wie „echt“ oder „richtig“ im Wiener Kontext. Diese wurden unter dem Deckmantel des Antipositivismus und der „Lebensnähe“ in die Sprachwissenschaft eingeschleust, wie es auch in anderen Disziplinen der Fall war (vgl. Knobloch 2005: 49). Die korrelative Soziolinguistik kann vor diesem Hintergrund als eine Gegenbewegung zur Ablehnung der Empirie in der traditionellen Wiener Schule verstanden werden. Im neuen soziolinguistischen Wissenschaftsmodell ist ein striktes quantitatives Ermittlungsverfahren die Methode der Wahl. Dies kann auf die Vorsicht zurückgeführt werden, sich nach dem Schock des Zweiten Weltkrieges an den Naturwissenschaften orientieren zu wollen, um auch „exakte“, quantifizierbare, ja nachweisbare Ergebnisse zu liefern (vgl. Knobloch 2005: 47), eine Einstellung von der man sich in weiterer Folge aber auch in der Soziolinguistik distanzierte. Man bedürfe schließlich einer qualitativen Interpretation der Ergebnisse, die jedoch selbst bei einem entsprechend bewussten Vorgehen nicht wertfrei sein kann, sodass man schließlich einen Übergang zum Konstruktivismus bemerkt. Dieser folgt nicht den Naturwissenschaften als einem Vorbild an Objektivität, da selbst diese durch ihre Relativität in Frage gestellt wurden, und bevorzugt im Kontext der Erforschung des Wienerischen hauptsächlich qualitative Methoden, welche auch eine Deutung der sich ergebenden Muster erlauben, ohne die eigene Forschungsposition zu verbergen.

12. Quellen

Adaktylos, Anna-Maria: Sprache und sozialer Status. In: Erler, Ingolf (Hg.): Keine Chance für Lisa Simpson? Soziale Ungleichheit im Bildungssystem. Wien: Mandelbaum, 48–55.

Auer, Peter: Zweidimensionale Modelle für die Analyse von Standard/Dialekt-Variation und ihre Vorläufer in der deutschen Dialektologie. Ein Beitrag zur historischen Kontinuität. In: Viereck, Wolfgang (Hg.): Historische Dialektologie und Sprachwandel. Verhandlungen des Internationalen Dialektologenkongresses 2. Stuttgart: Steiner 1993 (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 75), 3–22.

Behrens, Heike: Sprachgebrauch und Sprachbewusstsein. Implikationen der empirischen Linguistik für die Sprachtheorie. In: Schmidlin, Regula / Behrens, Heike / Bickel, Hans (Hg.): Sprachgebrauch und Sprachbewusstsein. Implikationen für die Sprachtheorie. Berlin [u. a.]: Walter de Gruyter 2015, 1–16.

Sowinski, Bernhard: Grundlagen des Studiums der Germanistik. Köln/Wien: Böhlau 1970 (Sprachwissenschaft 2).

Bernstein, Basil: Social class and sociolinguistic codes / Sozialschicht und soziolinguistische Kodes. In: Ammon, Ulrich / Dittmar, Norbert / Mattheier, Klaus J. / Trudgill, Peter (Hg.): Sociolinguistics. An International Handbook of the Science of Language and Society. Halbband 2. Berlin [u. a.]: Walter de Gruyter² 2004, 1287–1303.

Breuer, Ludwig M.: Ganz Wien ist ein g'mischter Satz: Erforschung der syntaktischen Variation in Wien – Fallbeispiel „unbestimmter Artikel vor Massennomen“. In: Lenz, Alexandra / Glauninger, Manfred Michael (Hg.): Dimensionen des Deutschen in Österreich – Variation und Varietäten im sozialen Kontext. Frankfurt am Main [u. a.]: Lang 2015 (Schriften zur deutschen Sprache in Österreich 42), 189–215.

Burger, Martin: Gibt es ein neues Wienerisch? In: Kurier-Online 2013. <https://kurier.at/chronik/wien/dialekttagung-das-neue-wienerisch/27.345.717> (Zugriff: 07.01.2018).

Chambers, J.K. / Trudgill, Peter: Dialectology. Cambridge: Cambridge UP² 2004.

Clyne, Michael: Sprachplanung in einer plurizentrischen Sprache. Überlegungen zu einer österreichischen Sprachpolitik aus internationaler Sicht. In: Muhr, Rudolf / Schrod, Richard / Wiesinger, Peter (Hg.): Österreichisches Deutsch. Linguistische, sozialpsychologische und sprachpolitische Aspekte einer nationalen Variante des Deutschen. Wien: Hölder-Pilcher-Tempsky 1995, 7-16.

Coupland, Nikolas: Introduction. Sociolinguistic theory and practice of sociolinguistics. In: Nikolas Coupland (Hg.): Sociolinguistics. Theoretical Debates. Cambridge: Cambridge University Press 2016, 1–34.

Dressler, Wolfgang U. / Wodak, Ruth: Sociophonological methods in the study of sociolinguistic variation in Viennese German. In: Language in Society 11/3 (1982), 339–370.

Foucault, Michael: Von der Subversion des Wissens. Frankfurt/Wien: Ullstein 1982.

Glauninger, Manfred Michael: (Standard-)Deutsch in Österreich im Kontext des gesamtdeutschen Sprachraums. Perspektiven einer funktional dimensionierten Sprachvariationstheorie. In: Lenz, Alexandra N. / Glauninger, Manfred Michael (Hg.): Standarddeutsch im 21. Jahrhundert: Theoretische und empirische Ansätze mit einem Fokus auf Österreich. Göttingen: V&R Unipress 2015, 11–58.

Glauninger, Manfred Michael: „Grammatopragmatische“ Aspekte von „Dialekt“ in der Wiener Boulevardpresse (im jugendsprachlichen Kontext). In: Kanz, Ulrich / Wildfeuer, Alfred / Zehetner, Ludwig (Hg.): Mundart und Medien. Beiträge zum 3. dialektologischen Symposium im Bayerischen Wald, Walderbach, Mai 2008 (= Regensburger Dialektforum 16). Regensburg: ed. vulpes 2009 [recte 2010], 93–112.

Glauninger, Manfred Michael: Deutsch im 21. Jahrhundert. „Pluri“-, „supra“- oder „postnational“? In: Sava, Doris / Scheuringer, Hermann / Pustet, Friedrich (Hg.): Im Dienste des Wortes. Lexikologische und lexikografische Streifzüge. Festschrift für Ioan Lazarescu. Passau: Stutz 2013, 123–133.

Glauninger, Manfred Michael: Synthetische und analytische „Konjunktiv 2“. Formen im Wiener Nonstandard-Deutsch. In: Patocka, Franz / Seiler, Guido (Hg.): Dialektale Morphologie, dialektale Syntax. Beiträge zum 2. Kongress der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen. Wien, 20.-23. September 2006. Wien: Praesens 2008, 233–247. Glauninger, Manfred Michael: Zur Metasozioseiose des ‚Wienerischen‘. Aspekte einer funktionalen Sprachvariationstheorie. In: LiLi: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 42/2 (2012), 110–118.

Glauninger, Manfred Michael: Zur Transformationen des Zeichens Wienerische und zur Medialität der Deutschen Sprache in Wien. In Lenz, Alexandra / Breuer, Ludwig Maximilian / Kallenborn, Tim / Ernst, Peter / Glauninger, Manfred Michael / Patocka, Franz (Hg.): Bayerisch-österreichische Varietäten zu Beginn des 21. Jahrhunderts – Dynamik, Struktur, Funktion. 12. Bayerisch-Österreichische Dialektologentagung, Stuttgart: Steiner 2017 (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beiheft 167), 113–132.

Grabenweger, Elisabeth: Germanistik an der Universität Wien – Zur wissenschaftlichen und politischen Geschichte des Faches von 1848 bis in die 1960er Jahre. In: Fröschl, Karl Anton / Müller, Gerd B. / Olechowski,

Thomas / Schmidt-Lauber, Brigitta Johanna (Hg.): Reflexive Innensichten aus der Universität. Disziplinengeschichten zwischen Wissenschaft, Gesellschaft und Politik. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2015, 297–310.

Grimm, Jakob: Wert und Ehre Deutscher Sprache in Zeugnissen. In Hofmannsthal, Hugo von (Hg.): Wert und Ehre Deutscher Sprache. Frankfurt am Main/Hamburg: Fischer Bücherei 1957. <http://gutenberg.spiegel.de/buch/wert-und-ehre-deutscher-sprache-6190/14> (Zugriff: 10.09.2018).

Gross-Hoffinger, Anton Johan: Wien wie es ist. Band 2. Leipzig/Löwenberg: Eschrich 1833.

Haas, Walter: Die Jagd auf Provinzial-Wörter. Die Anfänge der wissenschaftlichen Beschäftigung mit den deutschen Mundarten im 17. und 18. Jahrhundert. In: Mattheier, Klaus J. / Wiesinger, Peter (Hg.): Dialektologie des Deutschen Forschungsstand und Entwicklungstendenzen. Tübingen: Niemayer 2011 (Germanistische Linguistik 147), 329–365.

Heller, Monica: Language and Identity / Sprache und Identität. In: Ammon, Ulrich / Dittmar, Norbert / Mattheier, Klaus J. / Trudgill, Peter (Hg.): Sociolinguistics. An International Handbook of the Science of Language and Society. Halbband 2. Berlin [u. a.]: Walter de Gruyter² 2004, 1582–1587.

Hoffmann, Ludger: Sprachwissenschaft: Ein Reader. Berlin [u. a.]: Walter de Gruyter 2010.

Keller, Reiner: Kommunikative Konstruktion und diskursive Konstruktion. In: Keller, Reiner / Reichertz, Jo / Knoblauch, Hubert (Hg.): Kommunikativer Konstruktivismus. Theoretische und empirische Arbeiten zu einem neuen wissenssoziologischen Ansatz. Wiesbaden: Springer 2013, 69–94.

Knoblauch, Hubert: Kommunikation im Kontext. John. J. Gumperz und die Interaktionale Soziolinguistik. In: Zeitschrift für Soziologie 20/6 (1991), 446– 462.

Knoblauch, Hubert: Grundbegriffe und Aufgaben des kommunikativen Konstruktivismus. In: Keller, Reiner / Reichertz, Jo / Knoblauch, Hubert (Hg.): Kommunikativer Konstruktivismus. Theoretische und empirische Arbeiten zu einem neuen wissenssoziologischen Ansatz. Wiesbaden: Springer 2013, 25–47.

Knobloch, Clemens: ‚Volkhafte Sprachforschung‘. Studien zum Umbau der Sprachwissenschaft in Deutschland zwischen 1918 und 1945. Berlin [u. a.]: Walter de Gruyter 2011.

Koch, Matthias: Wien und die Wiener. Historisch entwickelt und im Verhältnisse zur Gegenwart geschildert. Karlsruhe: C. Macklot 1842.

Kranzmayer, Eberhard: Die deutschen Lehnwörter in der slowenischen Volkssprache. Laibach: Institut für Kärntner Landesforschung 1944.

Kranzmayer, Eberhard: Lautwandlungen und Lautverschiebungen im gegenwärtigen Wienerischen. Eine phonetisch-phonologische Studie auf soziologischer Grundlage. In: ZMF 21/1 (1953), 197–239.

Kranzmayer, Eberhard: Historische Lautgeographie des gesamtbairischen Dialektraumes. Wien: Österreichische Akademie der Wissenschaften in Kommission 1956.

Kranzmayer, Eberhard: Die Wiener Mundart im Wandel der Zeiten. Eine sozialhistorische Studie. In: Lebendige Stadt – Almanach (1961), 69–82.

Kranzmayer, Eberhard: Wien, das Herz der Mundarten Österreich. In: Birkhan, Helmut (Hg.): Festschrift für Otto Höfler zum 65. Geburtstag. Band 2. Wien: Notring 1968, 339–349.

Krenn, Brigitte / Endrass, Birgit / Kistler, Felix, André, Elisabeth: Effects of Language Variety on Personality Perception in Embodied Conversational Agents. In: Masaaki, Kurosu, (Hg.). Human-Computer Interaction Advanced Interaction, Modalities, and Techniques: 16th International Conference, HCI International 2014, Heraklion, Crete, Greece, June 22-27, 2014, Proceedings, Part 2. Heidelberg/NY: Springer 2012, 429–439.

Löffler, Heinrich: Dialektologie. Eine Einführung. Tübingen: Günter Narr 2003.

Löffler, Heinrich: Germanistische Soziolinguistik. Berlin: Erich Schmidt⁵ 2016.

Luckmann, Thomas: Die kommunikative Konstruktion der Wirklichkeit. In: Tänzler, Dirk / Knoblauch, Hubert / Soeffner, Hans-Georg (Hg.): Neue Perspektiven der Wissenssoziologie. Konstanz: UVK 2006, 15-26.

Martinsen, Renate: Spurensuche: Konstruktivistische Theorien der Politik. Wiesbaden: Springer 2014.

Mayring, Philipp: Qualitative Inhaltsanalyse: Grundlagen und Techniken. Weinheim/Basel: Beltz 2016.

Minkin, Christa / Usslar, Maria: „I kriag die Grausbirn, wann wer Tomaten statt Paradeiser sogt“: Wo man Wiener Dialekt noch spricht: eine Bestandsaufnahme. In: DerStandard (2013). <https://derstandard.at/2000005459827/Wiener-Dialekt> (Zugriff: 07.01.2018).

Moosmüller, Sylvia: Dialekt ist nicht gleich Dialekt: Spracheinschätzung in Wien. In: Wiener Linguistische Gazette 40/41 (1988), 55–80.

Moosmüller, Sylvia / Vollmann, Ralf: »Natürliches Driften« im Lautwandel. Die Monophthongierung im Österreichischen Deutsch. In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 20/1 (2001), 42–65.

Moosmüller, Sylvia / Brandstätter, Julia: Phonotactic information in the temporal organization of Standard Austrian German and the Viennese dialect. In: Language Sciences 46/1 (2014), 84–95.

Moser, Sibylle: Konstruktivistisch Forschen? Prämissen und Probleme einer konstruktivistischen Methodologie. In: Moser, Sibylle (Hg.): Konstruktivistisch Forschen. Methodologie, Methoden, Beispiele. Wiesbaden: Springer-Verlag 2004, 9–42.

Niebaum, Hermann / Macha, Jürgen: Einführung in die Dialektologie des Deutschen. Tübingen/Basel: Franke 2006 (Germanistische Arbeitshefte 37).

Puschke, Wolfgang: Theoriebildungen und Theorieansätze der Dialektologie. In: Besch, Werner/ Knoop, Ulrich/ Ernst Wiegand, Herbert (Hg.): Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung. Berlin [u. a.]: Walter de Gruyter 1982, 232–248.

Radlof, Johann Gottlieb: Die Sprachen der Germanen in ihren sämtlichen Mundarten. Dargestellt und Erläutert durch die Gleichniss-Reden. Frankfurt am Main: Brönner 1817.

Reich, Kersten: Grundfehler des Konstruktivismus. Eine Einführung in das konstruktivistische Denken unter Aufnahme von 10 häufig gehörten kritischen Einwänden. In: Fagner, Josef / Greiner, Ulrike / Vorauer, Markus (Hg.): Menschenbilder. Zur Auslöschung der anthropologischen Differenz. Linz: Trauner 2002 (Schriften der Pädagogischen Akademie des Bundes in Oberösterreich 15), 91–112.

Rothstein, Björn: Wissenschaftliches Arbeiten für Linguisten. Tübingen: Narr Francke Attempto 2011.

Schmeller, Johann Andreas: Die Mundarten Bayerns, grammatisch dargestellt. München: Thienemann 1821.

Schmeller, Johann Andreas: Bayerisches Wörterbuch. Stuttgart: Verlag d. Gotta'schen Buchhandlung 1827–1837.

Steger, Hugo: Erkenntnisinteresse und Zielorientierung in der Dialektologie. In: Besch, Werner / Knoop, Ulrich / Puschke, Wolfgang / Wiegand, Herbert E. (Hg.): Dialektologie. Halbband 2. Berlin [u. a.]: Walter de Gruyter 2008, 397–423.

Steinhauser, Walter: 250 Jahre Wienerisch. Zur Geschichte einer Stadtmundart. In: ZMF 21/1 (1952), 159–190.

Sutter, Tilmann: Interaktionistischer Konstruktivismus: Zur Systemtheorie der Sozialisation. Wiesbaden: Springer 2009.

Tatzreiter, Herbert: Die Wiener Stadtsprache – innovativ und beharrsam. In:

Gerner, Zsuzsanna / Glauninger, Manfred Michael / Wild, Katharina (Hg.): Gesprochene und geschriebene deutsche Stadtsprachen in Südosteuropa und ihr Einfluss auf die regionalen deutschen Dialekte. Internationale Tagung in Pécs, 30.3. - 2.4.2000. Wien: Praesens 2002, 129–138.

Turner, G.J.: Class and children's language of control. In Bernstein. In: Bernstein, Basil (Hg.): Class, Codes and Control. Applied studies towards a sociology of language. Band 2. London/NY: Psychology Press 2003, 135–201.

Moseley, Christopher (Hg.): Atlas of the World's Languages in Danger. Paris: UNESCO Publishing 2010. <http://www.unesco.org/culture/en/angeredlanguages/atlas> (Zugriff: 07.01.2018).

Van Leeuwen, Theo: Three models of interdisciplinarity. In: Wodak, Ruth / Anthony, Paul / Chilton, John (Hg.): A New Agenda in (critical) Discourse Analysis. Theory, Methodology, and Interdisciplinarity. Amsterdam: Benjamins Publishing 2005, 3–18.

Waldinger, Ingeborg: Der Klang einer welkenden Welt. In: Neue Zürcher Zeitung 2014. <http://www.nzz.ch/feuilleton/der-klang-einer-welkenden-welt1.18410083> (Zugriff: 07.01.2018).

Walther, Hans: Erinnerungen an Ludwig Erich Schmitts Leipziger Jahre. In: Namenkundliche Informationen 65/66 (1995), 95–101.

Wedekind, Michael: Institut für Kärntner Landesforschung. In: Fahlbusch, Michael / Haar, Ingo / Pinwinkler, Alexander (Hg.): Handbuch der völkischen Wissenschaften. Akteure, Netzwerke, Forschungsprogramme. Berlin [u. a.]: Walter de Gruyter² 2017, 1434–1443.

Whitebook, Joel: Der gefesselte Odysseus: Studien zur kritischen Theorie und Psychoanalyse. Frankfurt am Main [u. a.]: Campus Verlag 2009.

Wiesinger, Peter: Die Wiener dialektologische Schule in ihren grundsätzlichen Schriften. In: Wiesinger, Peter / Birkhan, Helmut (Hg.): Die Wiener dialektologische Schule. Grundsätzliche Studien aus 70 Jahren Forschung. Wien: Halosar 1983 (Wiener Arbeiten zur germanistischen Altertumskunde und Philologie 23), 1–22.

Wiesinger, Peter: Varietäten der gegenwärtigen Wiener Stadtsprache. Gebrauch – Einschätzung – Wandel. In: Lerchner, Gotthard / Schröder, Marianne / Fix, Ulla (Hg.): Chronologische, areale und situative Varietäten des Deutschen in der Sprachhistoriographie. Festschrift für Rudolf Große. Frankfurt am Main [u. a.]: Peter Lang 1995 (Leipziger Arbeiten zur Sprach- und Kommunikationsgeschichte), 445–460.

Wiesinger, Peter: Zum gegenwärtigen Stand der phonetisch-phonologischen Dialektbeschreibung. In: Mattheier, Klaus J. / Wiesinger, Peter (Hg.): Dialektologie des Deutschen. Forschungsstand und Entwicklungstendenzen. Berlin [u. a.]: Walter de Gruyter 2011, 3–27.

Wodak, Ruth: Aspekte des schicht-, geschlechts- und generationsspezifischen Lautwandels in Wien. Eine Untersuchung zum Sprachverhalten von Müttern und Töchtern. In: Hellinger, Marlis (Hg.): Sprachwandel und feministische Sprachpolitik: Internationale Perspektiven. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 1985, 189–211.

Yamashita, Hitoshi / Noro, Kayoko: Kommunikative Kompetenz – sprachliche Kompetenz / Communicative Competence – Linguistic Competence. In: Ammon, Ulrich / Dittmar, Norbert / Mattheier, Klaus J./ Trudgill, Peter (Hg.): Sociolinguistics. An International Handbook of the Science of Language and Society. Halbband 1. Berlin [u. a.]: Walter de Gruyter² 2004, 165–171.